Ray 231

Lt Heiny Md Physician

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/s17id13413860

JOH. CHRIST. REIL.

Medicinische

Unterhaltungs-Bibliothek

oder

Collectiv-Blätter

von heiterem und ernstem Colorite

für alte und junge Aerzte.

Inhalt.

1. Charakteristiken von Aerzten aller Zeiten.
2. Novellen und Skizzen von ärztlichem Interesse.
3. Fragmente zur ärztlichen Lebens-Politik.
4. Medicinische Länder-, Völker- und Städtekunde.
5. Poesieen in ärztlichen Beziehungen.
6. Miscellen.
7. Kunst- und Lebensansichten.
8. Curiosa und Anekdoten.

Viertes Bändchen.

Mit dem Bildnisse Joh. Chr. Reil's.

Leipzig 1840.

Verlag von Wilhelm Engelmann.

305973

WELLCOME
HISTORICAL
MEDICAL
LIBRARY

Inhalt dieses vierten Bändchens.

Seite

I. Charakteristiken:

Johann Christian Reil. 3
Herophilus. Nach Prof. Dr. K. F. H. Marx in Göttingen. 14
Baron Antoine Dubois. 46

II. Novellen, Skizzen und Rechtsfälle:

Der junge Arzt. Von Dr. W. Seyffarth. 51
Honorar-Prozeß zweier Pariser Aerzte mit einem englischen Lord. 65
Aus dem Leben eines Arztes. (Nach dem Französischen). . 82
Der Arzt und die Euthanasie. Von einem Arzte. 89

III. Aerztliche Lebens-Politik:

Aerztliche Sitten und Bräuche. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeit. (Aus dem Französischen). 109
Von der Charlatanerie. Von Dr. Simon jun. . . . 119
Humoristische Vorlesung. Von M. G. Saphir. Sympathie, Antipathie, Allopathie, Homöopathie, Hydropathie, oder: auf wie vielerlei Weise kann man zu dem Menschen sagen: Gieb's Geld her. 124

IV. Medicinische Länder-, Völker- und Städtekunde:

Bemerkungen über die Länder des nördlichen Polarkreises. Von Dr. Martins. 139
Ueber die Bevölkerung in Lima. (Nach dem Englischen). . 145
Die Geburtshülfe in verschiedenen Welttheilen. Von Dr. Nevermann in Mecklenburg 159

Seite

V. Poesieen:

Der Arzt und die Gesundheit. Von L. Kosarski. (Cand. med. in Berlin). 169
Das größte, einem arabischen Arzte von einem Dichter ertheilte Lob. Von Hammer-Purgstall. 176
Spottgedicht auf einen Arzt; ein Seitenstück zu dem eben mitgetheilten Lobgedicht. Von Demselben. 177

VI. Miscellen:

Historische Pinselstriche. Von Baron Massias. . . . 181
Zur Geschichte des Kriegsheilwesens im 16. Jahrhundert. Von Dr. Zimmermann in Potsdam. 185
Die ehemaligen Feldscheerer. 188

VII. Kunst- und Lebensansichten:

Aphorismen, Maximen, Sentenzen und Ideen. . . . 193

VIII. Curiosa und Anekdoten: 195

I.

Charakteriſtiken.

Johann Christian Reil.

Quellen für diese Biographie sind: Heinrich Steffens's treffliche Denkschrift über den Verstorbenen. Halle 1815. G. Weyland's Gallerie ausgez. Aerzte in Rust's theoret. prakt. Handbuch der Chirurgie. 1834. Bd. 14. Art. Reil.

Als einer der hervorragendsten Männer der letztvergangenen bedeutungsvollen Zeit, der mit tiefem physiologischen Scharfblicke in die Geheimnisse des Lebens eine seltene Genialität in Ausübung der Kunst verbunden, und durch seine Schriften auf Zeitgenossen und Nachkommen segensreich gewirkt, muß der große, leider zu früh heimgegangene Reil genannt werden. Sein Leben war einfach und nicht reich an vielgestaltigen Begebenheiten, aber desto reicher an innerer, so wie an äußerer That. Er ward den 28. Februar 1759 in dem Dorfe Rhaude in Ostfriesland, wo sein Vater als Prediger lebte, geboren, und verlebte seine Jugend auf die einfache, stille und fromme Weise, die sich in jener entlegenen Provinz Deutschlands noch von Väterzeiten erhalten hat. Sein Vater wurde im Jahr 1769 nach der Stadt Norden versetzt, wo der junge Reil das daselbst befindliche Gymnasium besuchte, und schon frühe große Talente entwickelte, die bei Eltern, Freunden und Lehrern große Hoffnungen erregten. Er war gleichfalls zum Theologen bestimmt, aber schon frühzeitig sprach sich in

ihm eine entschiedene Neigung zur Medicin aus, welcher seine Eltern endlich nachgaben, so daß er im 20. Jahre die Schule in Norden verließ, um 1779 in Göttingen Medicin zu studiren. Während seines Aufenthalts daselbst traf ihn das Unglück, seinen Vater zu verlieren, welchen Verlust er tief empfand, und da der zu jener Zeit daselbst herrschende Dogmatismus, die Autoritätensucht und Scheu vor allen wissenschaftlichen Neuerungen seinem tiefer eindringenden Geiste wenig zusagte, verließ er bald diese Universität, um seine Studien in Halle weiter fortzusetzen. Hier erwarb er sich die Achtung Meckel's und die Freundschaft Goldhagen's im hohen Grade, und entschloß sich, an dieser Universität ganz den Wissenschaften zu leben. Sie muß als der Schauplatz seiner früheren Entwickelung, seiner späteren Arbeiten, die ihm allgemeine Bewunderung erwarben, als der Mittelpunkt seiner unermüdeten großartigen Thätigkeit, als Lehrer, Arzt und Staatsbürger, angesehen werden. Er promovirte daselbst den 9. November 1782 als Doctor der Medicin und Chirurgie, wobei er seine Dissertation: De polycholia, ohne Präses vertheidigte; dieselbe enthält eine lehrreiche Untersuchung über diesen Krankheitszustand und über die Absonderung der Galle, die, wie er zeigte, nicht als solche im Blute vorhanden sei, sondern aus den, in diesem enthaltenen entfernten Bestandtheilen gebildet wird. Hierauf prakticirte Reil in seiner Heimath, in Ostfriesland, wo er ein Lehrbuch der Diätetik unter dem Titel: der diätetische Hausarzt, Bremen, 1786. 2 Bde. 8. herausgab. 1787 veranlaßte Reil's Lehrer, der eben genannte Professor Goldhagen, seine Berufung als Professor extraordinarius nach Halle, und nach dem Tode dieses seines intimen Freundes, 1788, wurde Reil Professor ordinarius, und das Jahr darauf Stadtphysikus und Direktor des klinischen Instituts daselbst. Durch die unablässige Thätigkeit, mit welcher Reil als Vorsteher dieser Anstalt, und überhaupt als akademischer Lehrer an der Ausbildung junger Aerzte gearbeitet, durch seinen großen, Alles umfaßenden Geist,

und seine ausgebreiteten Kenntnisse hat er sich unsterbliche Verdienste um die Wissenschaft und um die Menschheit erworben; aber nicht allein als Arzt und Lehrer war er groß, sondern auch als Staatsbürger und Mensch dachte er hochherzig und edel. In jener Zeit, wo Alles vor dem französischen Machthaber zitterte, nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt, schickte er heldenmüthig und keine Folgen scheuend, seinen ältesten kaum erwachsenen Sohn nach Königsberg, als Freiwilligen in das preußische Heer.

Reil hatte sich in Halle mit der Tochter des Hrn. Levault, eines angesehenen Bürgers, verheirathet, und mit ihr in glücklicher Ehe zwei Söhne und vier Töchter erzeugt. Die Universität erreichte unter ihm die höchste Blüthe und aus allen Gegenden Deutschlands strömte die Jugend herbei, um den geistreichen, gelehrten Vorträgen so vieler daselbst vereinigter ausgezeichneter Männer zu hören, als dieselbe, durch die unglückliche Katastrophe im Jahr 1806 plötzlich vernichtet wurde. Das Unglück dieser Universität, zu deren Glanze er so viel beigetragen, das Elend der Stadt, in der er so viele Jahre thätig gewesen, und vorzüglich die Unterjochung seines deutschen Vaterlandes machte ihn ernst und still, aber nicht muthlos. Nie schmeichelte er seinen Unterdrückern aus Furcht, sondern zeigte ihnen mit offener Stirne alle Verachtung, die er für sie empfand. Um der durch den Krieg, die Aufhebung der Universität, die Vertreibung der Garnison u. s. w. tief ins Elend gerathenen Stadt Halle eine neue Erwerbsquelle zu eröffnen, faßte er die großartige Idee, jene Badeanstalt zu gründen, welche durch seinen Alles ordnenden Geist zu einer Vollkommenheit gedieh, die damals keines Gleichen hatte.

Im Jahr 1810 ging er als Professor der Medicin und als klinischer Lehrer nach Berlin, wo der König seine Verdienste durch Ueberreichung des rothen Adlerordens, und durch das Prädicat eines Geh. Oberbergraths belohnte. Hier wirkte er von Neuem mit Eifer an verschiedenen Kliniken, aber die

Realisirung mancher geistreichen Idee gelang ihm in den Stürmen jener Zeiten nicht. Endlich brach der letzte große Krieg los, sein Sohn griff zum zweiten Male, mit vielen Tausenden begeisterter Jünglinge, zu den Waffen, und Reil, der sein ganzes Leben über die Einrichtungen der Krankenhäuser nachgedacht, und die Mängel und Schwierigkeiten, mit welchen man im Kriege in dieser Hinsicht zu kämpfen hat, wohl kannte, erhob seine Stimme kühn und kräftig gegen die in den Krankenhäusern herrschenden Mängel und Mißbräuche. Nach dem Waffenstillstand wurden in kurzer Zeit viele mörderische Schlachten geschlagen, und als die verbündeten Heere gegen Westen zogen, ließen sie Tausende von Todten, Verwundeten und Kranken hinter sich zurück. Die Lazarethe von Leipzig und Halle waren mit mehr als 20 — 30,000 Verwundeten aller Nationen angefüllt, und das verheerende typhöse Nervenfieber versetzte das ganze Land in Schrecken und Trauer. Da übertrug der König an Reil die Hauptleitung dieser Hospitäler, und letzterer verließ Berlin augenblicklich, um dieser heiligen Pflicht als Arzt, Mensch und Patriot sein Leben zu weihen. Noch vor seiner Abreise besuchte er den vom Typhus ergriffenen Arzt Grappengießer, der bei seinem Anblick phantasirend in die Höhe fuhr, und ihn, bevor er es hindern konnte, fest umarmte. „Ich bin angesteckt," sagte Reil, und eine Vorahnung des nahen Todes durchzitterte ihn. Aber nichtsdestoweniger reiste er nach Halle ab, wo er fortwährend in der höchsten Spannung und angestrengtesten Thätigkeit lebte. Obgleich er sich unwohl fühlte, fand man ihn doch täglich in beiden Hospitälern zu Leipzig und zu Halle, bis er endlich erschöpft erlag, und den 12. November 1813 seiner großen Wirksamkeit durch den Tod entrissen wurde. Mit den Tausenden jener Krieger hat er sein Leben dem Vaterlande geweiht, und ist ruhmvoll in Erfüllung seiner Pflichten, den Tod nicht scheuend, auf dem Wahlplatz geblieben. Sein Leichnam wurde unter zahlreichem Gefolge nach seinem Landhause unweit Giebichenstein abgeführt,

und auf einem nahe liegenden Berge, den er vor mehreren Jahren durch schöne Anpflanzungen geziert hatte, beerdigt.

Steffens in der schon genannten geistreichen Denkschrift sagt, Reil war groß, von schönem Ebenmaß, von starkem, und dennoch zartem Knochenbau. Sein Gesicht war sehr bedeutend, seine Stirn groß und schön gewölbt, seine Augen lebhaft und voller Tiefe, die Nase äußerst fein, die Lippen höchst lieblich. Aus allen Zügen sprach sich ein stiller Ernst und zurückgedrängte Heftigkeit aus. Aber durch diesen Ernst hindurch überraschte uns wie in verborgenen Zügen, die dem genauen Beobachter sichtbar wurden, eine liebenswürdige Gemüthlichkeit, die, durch den Kontrast erhöht, in den Momenten des wohlwollenden Hingebens wunderbar anziehend war. Alles verkündigte eine starke, gesunde, in sich geschlossene Natur. Eine gewisse Spannung seiner Züge ließ ein stetes stilles Nachsinnen über wichtige Gegenstände, und eine rüstige besonnene Beweglichkeit den stets beschäftigten nie ruhenden Geist ahnden. Ich habe wenige Gestalten gekannt, die beim ersten Anblick so zurückstoßend und anziehend, so erregend und beruhigend zugleich wirkten. Daher seine große persönliche Gewalt, das stille aber unvermeidliche Beherrschen seiner Umgebung. Wenn er gewinnen wollte, gewann er gewiß, eben so bestimmt trennte er sich von ihm fremden Naturen. Man mußte ihn hassen oder lieben, mit ihm verbündet sein oder gegen ihn kämpfen.

Die mannichfaltigen Verhältnisse des Lebens, große und kleine, innere und äußere, Wissenschaft und Staat lagen in großen Zügen vor seiner Seele, wurden von seinem eigenthümlichen Standpunkt betrachtet, erwogen, und, wie es sein Wirkungskreis erlaubte, belebt. Er war kraftvoll, umsichtig, durchgreifend, ein Feind aller halben Maaßregeln. Schwierigkeiten reizten ihn, und schreckten ihn nie, und wo sie aus dem engen Sinn der Umgebung entsprangen, erregten sie seinen Zorn. Rastlose Thätigkeit war ein Hauptzug seines Charakters. Mit Einrichtungen für den Staat, mit großen Planen

war er immer beschäftigt, immer in großen und kühnen Unternehmungen verflochten, und wo er lebte, handelte, dachte, war er ganz.

Werfen wir nun einen Blick auf sein Wirken als praktischer Arzt, Lehrer und Schriftsteller. Er hatte eine bedeutende Praxis, und war in der Gegend, bei Großen und Kleinen, hochgeachtet und gesucht. Vorzüglich als psychischer Arzt hat er sich einen großen Ruf erworben, wozu seine ganze Individualität sich besonders eignete. Aber auch als Augenarzt und Chirurg zeichnete er sich durch glückliche Operationen aus. Die große Ruhe, die ihm stets eigen war, wo kein Widerstreben ihn zur Gegenwehr reizte, seine Festigkeit und Strenge wirkten gebieterisch auf den Kranken, und der Verwöhnteste würde nicht gewagt haben, von seinen Vorschriften abzuweichen. Aber der Kranke mußte auch rasch festes Vertrauen zu ihm fassen, da er in bedeutenden Fällen ungetheilt für ihn da war, und nichts seiner Aufmerksamkeit entging. Und wenn es nun Menschen waren, die ihm näher angingen, so zeigte sich stille Sorge, tiefer Kummer, unendliche Theilnahme in seinen männlich festen Zügen, und offenbarten die schöne Tiefe des liebenden Gemüths. Oft übernahm er die kleinsten Geschäfte am Krankenbette, theils um zu helfen, theils aber auch um dabei stillschweigend Beobachtungen anzustellen, die den Kranken hätten beunruhigen können. So trat er mit männlichem Ernst und menschlicher Theilnahme, ausgerüstet mit Allem, was Liebe, Zutrauen und Hingebung erwecken kann, wie ein tröstender Engel ans Krankenbette von Tausenden, half und linderte, wo Hülfe möglich, tröstete mit wahrem Mitgefühl, wo ein trauriges Ende unvermeidlich war.

Reil war mit Liebe, Eifer, ja mit Begeisterung Lehrer. Er hatte das besondere Talent, sowohl für die einseitig praktischen, als für die tiefern Köpfe thätig zu sein. Jenen wußte er das zu geben, was ihnen nothwendig war, sie auf eine

zweckmäßige Art zu beschäftigen, ihre ganze Aufmerksamkeit schnell, bestimmt und mit Klarheit auf die Hauptpunkte zu fixiren. Diesen gab er, außer dem Material, noch unaufgelöste Probleme, tiefe Ansichten, die oft das belebende Princip ihres ganzen Lebens wurden. Sein großer Sinn erweckte und belebte die strebenden Kräfte der Jugend und zeigte, daß der wissenschaftliche Arzt die Medicin als Naturwissenschaft im großen Style betrachten müsse. Seine Vorträge machten den größten Eindruck auf seine Zuhörer. Daß der große Umfang seiner Unternehmungen ihn öfters aus der eigentlichen Geistesheimath in die tiefsten Regionen der Speculation hineintrieb, wirkte durch den Kontrast erregend, wie ein ferner winkender Geistesruf auf die Schüler. Daß ein solcher Lehrer viele ausgezeichnete Schüler bilden mußte, war natürlich, und in allen Gegenden Deutschlands leben Hunderte von Aerzten, die das Glück gehabt haben, in den wichtigen Jahren der Bildung durch ihn geleitet zu werden.

Reil's literarische Verdienste sind unseres Erachtens noch nicht genügend gewürdigt, und es wäre wohl zu wünschen, daß einer seiner zahlreichen Schüler, und vorzüglich aber einer seiner beiden ausgezeichneten Schwiegersöhne, Kieser in Jena oder Kruckenberg in Halle, es übernähmen, eine kritische Darstellung seiner Lehren in den verschiedenen Epochen seines Lebens zu liefern. Wir können uns darum vorläufig hier nur auf nachstehende kurze Uebersicht seiner schriftstellerischen Thätigkeit beschränken, zumal da noch die darauf folgende Skizze vom Herophilus einen großen Raum für sich bedingt.

Reil empfand die Mängel der Heilkunde seiner Zeit sehr tief, und beseelt von dem Wunsche, ihr festere Grundlagen zu geben, suchte er diese mit allen bessern Kunstgenossen an den Fortschritten und der gründlichen Ausbildung der Physiologie in ihrem ganzen Umfange, und die trefflichen Inaugural-Schriften über Irritabilität, Gemeingefühl, äußere und innere

Sinne*), welche unter Reil's Vorsitze vertheidigt wurden, und deren Verfasser er größtentheils allein war, geben Zeugniß von seinem tiefen Eindringen in die Kenntnisse der Lebenserscheinungen, insonderheit der specifischen Reizbarkeit der Organe und ihres Einflusses auf Erzeugung und Modification der Krankheit. Eben diese Untersuchungen über die specifische Reizbarkeit führten Reil auf seine Theorie der Abhängigkeit des Lebens und der Lebenskraft von der Form und Mischung der thierischen Materie, wofür er die scharfsinnigsten Gründe in einer Abhandlung entwickelte, womit er sein schätzbares Archiv für die Physiologie**) eröffnete. Sein Versuch, auf dem Wege einer chemischen Theorie der Lebenskräfte zu sichern Prinzipien für die Therapie zu gelangen, mußte an der Unvollkommenheit unserer Kenntniß der organischen Chemie scheitern. Auch erklärte er zwar die Entstehung und Erscheinungen der Krankheiten aus der Form und Mischung, verwies jedoch in der Therapie***) auf zweckmäßige Schätzung und Veränderung der quantitativen Verhältnisse der Reizbarkeit und des Wirkungsvermögens, und zu diesem Behuf auf eine geläuterte Empirie. Doch hatten Reil's Bemühungen das Verdienst, die geringe Summe unserer Einsichten in die Natur und innern Veränderungen des Organismus einleuchtend zu machen, und sein Beweis der Möglichkeit, die Erscheinungen des Lebens aus

---

*) Dissert. de irritabilitatis notione, natura et morbis, def. I. L. Gautier. Halae 1793. 8. (deutsch, Leipzig 1796. 8.) — Functiones organo animae peculiares, def. H. F. Büttner. Halae 1794. 8. — Sensus externus, def. I. Casp. Zollikofer ab Altenklingen. Halae 1794. 8. — Coenaesthesis, resp. Ch. T. Hübner. Halae 1794. 8. — De organorum corporis humani tam energia sive activitate interna, quam cum sociis organis connexione s. sympathia, def. D. Veit. Halae 1797. 8.

**) J. Ch. Reil's Archiv für die Physiologie, vom 7. Bande an mit J. H. F. Autenrieth. 12 Bände. Halle 1795—1814. 8.

***) J. C. Reil, Ueber die Erkenntniß und Kur der Fieber. Halle 1799 — 1815. 5 Bände. 8. Neue Auflage 1821.

der Form und Mischung zu erklären, eröffnete ein wichtiges Ziel für fernere theoretische Untersuchungen und eine Grundlage zur Bestimmung und Beurtheilung der Prinzipien über das Wesen der Krankheiten. So ergab sich daraus der folgereiche Satz, daß jede Krankheit eine Veränderung des innern Zustandes unmittelbar in dem Organe voraussetze, auf welches sich die Symptome beziehen, so wie Reil's Idee von einzelnen Fiebern der Organe, daher er den Begriff der Fieber auch auf die örtlichen Krankheiten ausdehnte, und auch hier die Grundformen der Synocha, des Typhus und der Lähmung nachzuweisen suchte.

Später, als Schelling's Naturphilosophie den Begriff des Lebens und der Metamorphose richtiger als bisher darzustellen bemüht war, und in diesem Begriffe die absolute Identität der Kraft und der Materie, des Dynamismus und Chemismus, des Physischen und Psychischen nachwies, trat auch Reil dieser höhern, umfassendern Ansicht bei, und führte sie Hinsichts mehrerer Gegenstände der Physiologie in lehrreichen Abhandlungen seines Archivs mit Umsicht und Scharfsinn durch.

Zugleich bemühte sich Reil eifrigst, den Bau des Gehirns und Nervensystemes durch anatomische Untersuchungen genauer zu ermitteln. In seinen Exercitat. anat. Fasc. 1. de structura nervorum. Halae 1796. Fol. gab er deutliche Abbildungen der Kanäle des Neurilems, in denen das Nervenmark enthalten ist, und von den kleinen Arterien des Neurilems ernährt werde. Nach seinen Untersuchungen über den Bau des kleinen Gehirns, wies er in diesem Organe eine der Volta'schen Säule analoge Vereinigung von Platten und Conduktoren nach*). Daran knüpfen sich seine trefflichen Auf-

*) Archiv für die Physiol. VIII. Bd. 1—3. Heft. Halle 1808. 8. Besonders abgedruckt unter dem Titel: Untersuchungen über den Bau des kleinen Gehirns im Menschen und den Thieren. Zwei Stücke. Halle 1800. 8. Mit Kupf.

sätze, über das Ganglienſyſtem und über die (von andern Phyſiologen beſtrittene) ſenſible Atmoſphäre der Nerven, im Archiv für die Phyſiologie, und ſeine Beobachtungen über die fibröſe Structur der Kryſtalllinſe und über die innern Veränderungen des Auges *).

Höchſt verdienſtlich war ferner Reil's edler Eifer für die Ausbildung der pſychiſchen Kurmethode, und ihre Anwendung auf die zweckmäßige Behandlung der Geiſteskrankheiten. In dieſem Falle weckte Reil durch treffliche Schriften **) neue Ideen, und brach die Bahn in einem bis dahin wenig angebauten Felde der Wiſſenſchaft, und mit ihm begann eine neue Epoche in der Ausbildung der pſychiſchen Medicin und in der humaneren und wirkſamern Behandlung der Geiſteskranken, für die er ſich mit der thätigſten Menſchenliebe intereſſirte.

Ein gewichtiges Wort ſprach Reil auch über die Sorge des Staats für ärztliche Unterrichtsanſtalten in der Schrift: Pepinieren zum Unterricht ärztlicher Routiniers, als Bedürfniß des Staats, nach ſeiner Lage, wie ſie iſt. Halle 1804. 8. Meiſterhaft ſchilderte er hier die Erforderniſſe des Unterrichts für wiſſenſchaftliche Aerzte, in dem Gegenſatze zu dem der ärztlichen Routiniers. Seine Ideen fanden anfangs Widerſpruch;

---

*) Lentis crystallinae structura, resp. Sam. Gottfr. Sattig. Halae 1794. 8. Mit 1 Kupf. — De oculi mutationibus internis, resp. Gottl. Conr. Krüger. Halae 1797. 8.

**) Rhapſodieen über die Anwendung der pſychiſchen Kurmethode auf Geiſteszerrüttungen. Halle 1803. 8. 2te Aufl. 1818. — Reil's und Kayßler's Magazin für die pſychiſche Heilkunde. Berlin. 1 Band. 2 Hefte. 1805. 8. — Reil und Hofbauer, Beiträge zur Beförderung einer Kurmethode auf pſychiſchem Wege. I. Bd. 1. und 2tes Heft. II. Bd. 1—4tes Heft. Halle 1808—1810. — Joſ. Maſon Cox e's prakt. Bemerk. über die Geiſteszerrüttungen. Mit Beilagen über die Ausſtellung von Zeugniſſen und Gutachten in Fällen von Wahnſinn. Aus dem Engl. nebſt einem Anhange über die Organiſation der Verſorgungsanſtalten für unheilbare Irrende, von J. Ch. Reil. Halle 1811. 8.

später aber wurden sie durch Begründung der chirurgischen Schulen in mehreren deutschen Staaten gerechtfertigt und ausgeführt.

Auch dem Studium der Chirurgie, insonderheit der Augenkrankheiten, widmete Reil als Praktiker und Lehrer große Aufmerksamkeit, wie dies auch mehrere Inauguralschriften bewiesen, an denen er großen Antheil hatte*). Insonderheit war der größte Theil der Küster'schen Akologie sein Werk (s. den Art. Küster).

Um die Salubrität der Stadt Halle machte sich Reil durch Einrichtung trefflicher Bäder verdient, wodurch er zur Herausgabe zweier lehrreichen Schriften über diesen Gegenstand veranlaßt ward**).

Nach seinem Tode wurden aus seinen Handschriften und Heften noch die Handbücher der allgemeinen Pathologie und Therapie zusammengestellt***), die, gleich allen seinen Schriften, von seinem unermüdeten Bestreben für tiefere Begründung der Wissenschaft zeugen.

---

*) Küster, De Akologia. Halae 1795. 8. Historia machinarum ad gibbositatem sanandam, resp. C. S. Braeunert. Halae 1798. 8. — De modis variis, quibus labium leporinum sanatur, resp. F. Frater. Halae 1798. 8. — De chirurgica fistulae lacrymalis curatione multiplici, resp. I. Ad. Bringoff. Berol. 1812. 8.

**) Ueber die Nutzbarkeit und Gebrauchsart der Soolbäder bei der öffentlichen Badeanstalt in Halle. 1809. 8. — Die Anwendung des Dampfkessels zur Einrichtung örtlicher Qualmbäder. Halle 1809. 8. Mit 1 Kupfer.

***) Entwurf einer allgemeinen Pathologie. Auch unter dem Titel: Von dem Grunde und der Erscheinung der Krankheiten. 3 Bde. Halle 1815. 1816. 8. — Entwurf der allgemeinen Therapie, zum Druck befördert von K. Gottlob Kühn. Leipzig 1817. 8.

Herophilus.

Nach

Prof. Dr. K. F. H. Marx in Göttingen *).

Der Name Herophilus bezeichnet für das Alterthum den Beginn einer neuen Aera der Medicin. Zwar besaß sie bereits eine reiche und bedeutungsvolle Vergangenheit. Hippokrates und die Reihe seiner nächsten Nachfolger hatten die Bahn gebrochen; aber ihre Bemühungen waren doch nur Anfänge, glückliche Blicke und Griffe in das große Gebiet der Wissenschaft, dessen Umfang sie selbst kaum ahneten, oder wovon sie nur einzelne Abschnitte bearbeiteten. Erst mit dem Auftreten von Herophilus ward ihr eine universelle Behandlung und eine festere Begränzung und Begründung zu Theil.

Die selbständigen Werke dieses Mannes haben die Unbilden der Jahrhunderte nicht überdauert; nur Bruchstücke derselben finden sich in anderen Schriften aufbewahrt. Was jedoch von ihnen noch übrig ist, verbunden mit den wohlverstandenen Zeugnissen des Alterthums, müssen den Gedanken

---

*) Vergl. dessen Schrift: Herophilus, ein Beitrag zur Geschichte der Medicin. Carlsruhe 1838. S. 103. und dessen Vorlesung in der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen 1836: de Herophili celeberrimi medici vita, scriptis atque in medicina meritis.

erwecken, daß ein großer Theil der wissenschaftlichen Arzneikunde der Griechen und Römer in den Lehren, Anregungen und Entdeckungen bestand, die von ihm ausgingen, und daß sehr oft auch da, wo er nicht genannt ist, seine Arbeiten benutzt und ausgezogen wurden.

Von den äußeren Lebensverhältnissen des Herophilus ist sehr wenig bekannt. Er war in Chalcedon, einer kleinen Stadt Bithyniens, in Kleinasien, Byzant gegenüber, geboren, weshalb er der Chalcedonier heißt. Wo er seine ersten Studien gemacht, wird nirgends angegeben. Möglich, daß er sie bei Aristoteles, der auch im nördlichen Griechenland zu Hause war, zum Theil wenigstens, begann, und von diesem den Eifer für anatomische Forschungen überkam. In der eigentlichen Medicin hatte er zum Lehrer den Praxagoras, einen unmittelbaren Nachfolger des Hippokrates, der auch wie dieser auf der Insel Kos zu Hause war, wo damals der Hauptsitz für das ärztliche Studium gewesen zu sein scheint. Sein Mitschüler war Philotimus, der sich späterhin durch mehrere anatomische Entdeckungen und Paradoxien bekannt machte.

Die Ansichten und Verordnungen des Praxagoras, des letzten von der Familie der Asklepiaden, besaßen lange bei den Griechen Ansehen und Gewicht; wenigstens werden sie oft als Auctorität angeführt. Es konnte jedoch nicht anders sein, als daß Herophilus allmählich viele Behauptungen seines früheren Lehrers als unstatthaft verwerfen oder widerlegen mußte. Aber er that dieses mit Zurückhaltung, mehr andeutend als ausführlich, so daß er lieber in den Fehler einer dunkeln Schreibart verfallen, als durch deutliche Entwickelung dem Ruhme seines Lehrers zu nahe treten wollte.

Später nahm er seinen Wohnsitz in Alexandrien, wo er, unter dem Schutze und wohl auch unter der Begünstigung der ägyptischen Könige, in diesem neu aufblühenden Sitze der Wissenschaft und Literatur eine Reihe von Jahren als Arzt und Lehrer thätig war. Ptolemäus, mit dem Beinamen der

Erretter, der Halbbruder Alexanders des Großen, hatte nach dessen Tode Aegypten zugetheilt erhalten und die von diesem angelegte Stadt zu einem Vereinigungsorte der Gelehrten aller Fächer erhoben. Unter diesen befand sich auch Diodorus, genannt Kronos, der sich durch sophistisch-verfängliche Fragen und Trugschlüsse hervorthat. Dieser hatte sich einmal die Schulter ausgesetzt, und wandte sich, um geheilt zu werden, an Herophilus. Scherzend hielt ihm dieser seine Argumentation, daß es keine Bewegung gebe, entgegen, indem er sagte: entweder ist deine Schulter an dem Orte herausgetreten, wo sie war, oder wo sie nicht war; sie ist es aber weder in dem, wo sie war, noch in dem, wo sie nicht war, also ist sie gar nicht herausgetreten. Da bat ihn der Sophist inständig, er möge doch solche Redensarten lassen und Sorge tragen, daß ihm die nach den Regeln der Kunst passende Behandlung zu Theil werde.

Bald versammelte sich um Herophilus eine große Zahl von Zuhörern aus allen Gegenden. Anfangs lehrte er mehr in dem Sinne seiner Vorgänger, welche als Stifter und Anhänger der dogmatischen oder rationellen Secte bezeichnet werden. Durch Aufstellung bestimmter Sätze und Erfahrungen ward er aber der Begründer der empirischen Schule, welche von seinem Schüler Philinus aus Kos mehr ausgebildet und zur eigenen Secte erhoben wurde. Galen nennt deswegen auch den Herophilus nur zur Hälfte einen Dogmatiker. Am besten würde er nicht mit dem Beinamen „der empirische," sondern mit dem „der beobachtende" belegt.

Von weiteren Ereignissen seines Lebens ist keine Angabe vorhanden, und eben so wenig wie lange er gelebt und in welchem Jahre er gestorben. Nach seinem Tode wurde der Ruhm seiner Verdienste durch zahlreiche Schüler weit verbreitet und seine Lehre durch viele Nachfolger bis in die spätesten Zeiten hinab fortgepflanzt.

Auch von einem Frauenzimmer geschieht Erwähnung, welches in einem Mannes-Anzuge verkleidet sich zu ihm begab, um von ihm in der Geburtshülfe, welche früher nicht von gelernten Hebammen ausgeübt werden durfte, Unterricht zu erhalten.

Dem Herophilus hauptsächlich verdankte Alexandrien die Auszeichnung, daß es einem Arzte zur größten Empfehlung galt, daselbst unterrichtet worden zu sein. Eine Abzweigung seiner Schule ward späterhin nach Kleinasien versetzt, in die Gegend von Laodicea, welches bei dem großen Verkehre, der zwischen beiden Städten bestand, nicht zu verwundern ist. Die Arzneikunde behielt auch großes Ansehen in Laodicea, und noch jetzt sind Münzen dieser Stadt vorhanden, worauf Herophileische Aerzte als Magistratspersonen bezeichnet sind. Jedoch blieb Alexandrien der Hauptsitz medicinischer Studien; Galenus selbst hatte sich eine Zeitlang dort aufgehalten und den Rath ertheilt, daß Studirende dorthin sich begeben möchten, weil die Lehrer daselbst so großen Werth auf anatomische Selbstanschauung legten.

Herophilus theilte die Resultate seiner Forschungen nicht blos mündlich in seinem näheren Kreise mit, sondern legte sie auch in besonders abgefaßten Werken nieder. Diese gewannen ein großes Ansehen bei den Griechen, das sich bis in die späten Jahrhunderte behauptete; wenigstens finden wir Anführungen daraus auch bei Scribenten aus den Zeiten des Verfalls der Wissenschaften. Deshalb ist zu verwundern, daß bei Erhaltung so vieler anderen medicinischen Werke keine seiner Originalschriften sich bis in das Mittelalter durchgerettet hat. Es ist jedoch nicht unwahrscheinlich oder unmöglich, daß man bei sorgfältiger Durchsuchung Manuscripten-reicher Bibliotheken entweder einzelne Abhandlungen oder doch größere Bruchstücke von ihm wieder an das Tageslicht ziehen könnte.

Die Titel der von ihm verfaßten Schriften, aus welchen bei den Alten einzelne Stellen citirt, oder welche sonst genannt werden, sind folgende:

1) Von den Ursachen, wahrscheinlich ein umfassendes ätiologisches Werk, das die anatomischen und physiologischen Gründe der Krankheiten mit Nebenbemerkungen über ihre Behandlung nach seinen eigenthümlichen Beobachtungen entwickelte. Hieraus ist vor nicht langer Zeit ein beträchtliches Fragment von Antonio Cocchi mitgetheilt worden, aus einem handschriftlichen Commentar des Apollonius von Citium (eines Zeitgenossen des Mithridates) zu einem Buche des Hippokrates über die Gelenke, der sich in der Sammlung Griechischer Chirurgen in der Mediceischen Bibliothek von S. Lorenzo zu Florenz befindet. Dieses Fragment ist sowohl seines Inhaltes wegen, als auch weil es eine Probe der Darstellung und Schreibart des Herophilus gewährt, interessant.

2) Die Anatomie, nach allem Vermuthen das Hauptwerk des Herophilus, woraus Galen das zweite und dritte Buch und zugleich mehrere große Stellen anführt, und gewiß durchgehends in seiner Schrift: von der Handhabung der Anatomie, benutzt hat.

3) Untersuchungen über den Puls, woraus Galen namentlich das erste und dritte Buch anführt, manche darin enthaltene Lehrsätze bekämpft und auf eine (nicht erschienene oder nicht mehr vorhandene) eigene Schrift darüber von sich verweist.

Auch der Tarentiner Heraklides hatte eine Gegenschrift verfaßt.

Der Abschnitt von den Rhythmen bildete vermuthlich einen besonderen Theil der allgemeinen Pulslehre des Herophilus.

4) Die Heilungen, deren erstes Buch von Cälius Aurelianus genannt wird, der wahrscheinlich einen großen Theil seiner Vorschriften daraus geschöpft hat. Auch pflegt dieser bei

vielen Krankheiten ausdrücklich zu bemerken, wenn er darüber bei Herophilus nichts gefunden.

Wahrscheinlich ist das hier genannte Werk dasselbe, welches Galen unter dem Namen der „therapeutischen Abhandlungen" erwähnt, und worin auch von der Anwendung der Arzneimittel die Rede ist.

5) Commentar über die Prognostica des Hippokrates. Diese Schrift enthielt theils Erläuterungen, theils Darlegung von Ansichten, welche denen des alten Meisters entgegengesetzt waren.

6) Von den Augen, eine Schrift, welche, wie zu vermuthen, dieses Organ anatomisch und nach seinen Krankheiten pathologisch-therapeutisch behandelte.

7) Diätetik, woraus uns eine schöne Stelle aufbewahrt wurde. Möglich, daß diese Schrift es ist, welche als von Herophilus herrührend, unter dem Titel: über die Lebensweise, wie über die Kräfte der Nahrungsmittel als Handschrift in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien existirt.

8) Erklärung der bei Hippokrates vorkommenden dunkeln Ausdrücke. Dieser Abhandlung gedenkt Galen. Erotian in seiner Erläuterung Hippokratischer Wörter führt im Eingange mehrere Herophileer an (die er von den Empirikern, z. B. dem Philinus unterscheidet), welche eben solche Erläuterungen geliefert hätten. Den Herophilus nennt er späterhin bei einem Worte, das „ängstlich sein" bedeute, und das er unrichtig durch „irren" erklärt habe.

9) Commentar über die Aphorismen des Hippokrates. Diese Schrift kommt bei den Alten nicht vor; sie findet sich aber als noch vorhanden unter der Sammlung von Manuscripten in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand verzeichnet.

Die Anhänger und Nachfolger des Herophilus baueten nicht das Feld der vorbereitenden anatomischen und physiologischen Studien, dem er den besten Theil seiner Kraft gewidmet

hatte, weiter fort; sondern sie hielten sich mehr an die streitigen prognostischen und therapeutischen Sätze desselben, wodurch sie leicht in allzu subtile Unterscheidungen und Definitionen geriethen. Jedoch mag Galen zu weit gehen, wenn er, im Eifer über einige von ihnen aufgestellte, ihm nicht zusagende Behauptungen, sie fast alle Sophisten und Schwätzer nennt und ihnen vorwirft, sie hätten keines der Theoreme ihres Meisters auf praktischem Wege geprüft und weiter geführt.

Auch von ihren zahlreichen Schriften sind nur fragmentarische Anführungen uns aufbehalten. Einige derselben, wie die von Zeuxis, waren schon zu Galen's Zeit selten geworden. Deshalb ist ebenso zu begreifen als zu bedauern, daß ein Werk dieses Zeuxis, betitelt: Denkwürdigkeiten von Herophilus und seinen Anhängern, sich nicht bis auf unsere Tage hat erhalten können; so wenig als die Schriften des Apollonius Mys, des Heraklides Erythräus und des Aristoxenus über denselben Gegenstand. Diese Schriften enthielten wiederum an 20 bis 30 einzelne Bücher, und schon daraus ist zu ersehen, welche Bedeutung die Schule des Herophilus im Alterthume haben mußte.

Zuweilen werden die Herophileer in solche unterschieden, welche die reine, unveränderte Lehre des Gründers ihrer Schule vortrugen, und in solche, welche nach der systematischen Ausbildung derselben durch Philinus den Namen Empiriker angenommen hatten.

Bei seinen Lebzeiten mag Herophilus, mit anstrengenden und vielseitigen Untersuchungen beschäftigt, wenige Gegner und noch weniger Streitigkeiten gehabt haben. Eine Rivalität bestand zwischen ihm und seinem Kunst- wie Altersgenossen Erasistratus, die aber mehr in der Verschiedenheit bestimmter medicinischer Ansichten, als in persönlichen Zerwürfnissen sich aussprach.

Anders aber ward es nach seinem Tode, wo sofort die nach beiden Männern benannten Schulen sich gestalteten und

bis in späte Zeiten herab, wegen abweichender Erklärungen und Hypotheſen, ſich gegenſeitig anfeindeten. Die Wiſſenſchaft wurde dadurch nicht gefördert und der Streit nicht ſelten auf Unkoſten der Wahrheit und des urſprünglichen Sinnes, namentlich des Herophilus, durchgefochten.

Wenn zugegeben werden muß, daß wir das Meiſte, was wir noch von Herophilus beſitzen, dem Fleiße und der Gewiſſenhaftigkeit des trefflichen Galen's verdanken, ſo finden wir doch gerade in dieſem nicht ſelten den ſtrengſten Beurtheiler und Gegner deſſelben. In anatomiſchen Lehren wagt er ihm zwar kaum zu widerſprechen, und äußert ſich ſtets mit beſcheidener Zurückhaltung über das, was er ſelbſt Neues und Eigenthümliches glaubt bemerkt zu haben. Um ſo entſchiedener tritt er ihm aber in anderen Gebieten, beſonders in der Aufſtellung und Entwickelung theoretiſcher Definitionen entgegen, und wird alsdann leicht heftig und ungerecht. Dieſes ſcheint wenigſtens aus den von ihm angefochtenen Sätzen hie und da hervorzugehen. In ſeinem Streite mit den Herophileern wendet er die Argumente, die jenen gelten, gegen ihn ſelbſt. So ſagt er einmal: „Ihrem Meiſter und Vorſtande widerfährt gerade das Entgegengeſetzte als ihnen, denn er iſt zweifelhaft in ſehr Vielem, was einen leichten Beweis zuläßt und erklärt ſich beſtimmt in Anderem, wovon die Beweiſe unmöglich ſind und die Annahme falſch."

Auch die Sprache des Herophilus tadelt er als nicht ſchön Griechiſch, ja in einzelnen Ausdrücken als barbariſch. So weit jedoch aus den erhaltenen Bruchſtücken geurtheilt werden darf, ſo hat Herophilus in dem zu ſeiner Zeit zur Sprache der Gelehrten ausgebildeten Alexandriniſchen Griechiſch geſchrieben, welches beſtimmt und deutlich, keine Anſprüche machte an Attiſche Eleganz, welche indeſſen auch der Galeniſchen Schreibart fremd iſt. Seine Darſtellungsweiſe war einfach, mehr nach der natürlichen als einer ſtreng-ſyſtematiſchen Folge der Gegenſtände. So iſt ein Wort von ihm aufbe-

wahrt: „Dieses soll nun das erste sein, auch wenn es nicht das erste ist.“ Er selbst rieth, man möge sich von dialektischen Beweisführungen ferne halten.

Den Unterschied, welchen Herophilus zwischen Vorhersagung und Vorherverkündigung aufstellte, findet Galen nicht nur überflüssig, sondern er nennt ihn auch unnütz, ungereimt, ja sophistisch und lügenhaft. Seine Ansichten vom Pulse hingegen bestreitet er, weil Herophilus mehr eine Reihe von Beobachtungen und eine Empirie darlege, als eine logische Methode entwickele. Bei der Lehre vom Zittern, welches Herophilus als ein Nervenleiden betrachtete, hält er ihm vor, er habe die Kraft mit dem Organe verwechselt. Auch macht er ihm einen Vorwurf daraus, daß er, da er doch die übrigen Krankheiten der einzelnen Theile rationell behandle, die Heilung der Geschwüre empirisch vornehme.

Obgleich nicht zu verkennen ist, daß Galen aus einer gewissen Empfindlichkeit und Vorliebe für sein eigenes System manchen Tadel zu einseitig und hart ausspricht, so ist es doch nicht möglich, ein bestimmtes Urtheil darüber zu fassen, da ihm die vollständigen Acten der streitigen Fragen zu Gebote standen, welche uns fehlen. Daß aber neuere Schriftsteller, aus halb- oder mißverstandenen Stellen der Alten, Veranlassung nehmen, den Herophilus mit herabwürdigenden Ausdrücken zu belegen, dieses Verfahren ist in keiner Art zu rechtfertigen.

Wenn bei der ausgebildeten Höhe, auf der jetzt die Medicin sich befindet, es schwierig ist, ihre einzelnen Theile, die vorbereitenden und die praktischen, bei ihrem Studium oder bei ihrer Ausübung von einander scharf zu sondern oder getrennt zu erhalten, wie viel mehr in jener Zeit, wo das Zimmerwerk der ganzen Lehre sich erst aufzurichten und zu befestigen begann. Deshalb findet man ihre ersten und vornehmsten Bearbeiter in allen Zweigen und Richtungen derselben thätig und

nur nach der Eigenthümlichkeit eines jeden in diesem oder in jenem Theile besonders ausgezeichnet.

Herophilus scheint keine Seite der Medicin von seinen Bemühungen ausgeschlossen, jedoch ihre Begründung durch anatomische und semiotische Untersuchungen zu seiner hauptsächlichen Aufgabe gemacht zu haben. Selten wird er von den Alten anders genannt als der große, der berühmte Arzt, der Priester der Arzneikunde; nicht selten wird er mit Hippokrates zusammengestellt; aber am meisten wird von ihm gerühmt, daß er die Zergliederungskunst in ihren rechten Besitz eingesetzt habe. Galenus sagt mit bestimmten Worten: „Herophilus sei zwar in allen andern Theilen seiner Kunst tüchtig gewesen, aber in dem, was durch Anatomie erkannt werde, habe er die genaueste Einsicht erreicht." Es lag jedoch keiner der andern medicinischen Theile außer dem Bereiche seiner Bestrebungen, und so wird er mit Wahrheit zu den Männern des Alterthums gerechnet, welche die volle und ganze Heilkunde inne hatten. Seine scharfsinnigen, epochemachenden Leistungen in der Pulslehre werden als ein Denkmal bewunderungswürdiger Beobachtungsgabe genannt. Seine praktischen Vorschriften zeugen von einem allseitigen und tiefen Studium der Natur. Es ist dieses überhaupt von den Alten anerkannt worden, daß er die Welt der Erscheinungen mit sicherem, prüfendem Blicke aufgefaßt und verfolgt habe, und weder durch Analogie noch durch Induction verleitet weiter gegangen sei, als das unmittelbare Object der Beobachtung oder der sinnlichen Anschauung gestatte. In dieser Beziehung bietet er manche Vergleichungspunkte dar mit dem scharf und bestimmt beobachtenden Aristoteles, und es wird auch ausdrücklich bemerkt, daß, wenn er gleich nicht so viel als dieser geschrieben, er es doch mit nicht geringerer Gewissenhaftigkeit gethan habe.

Das Bestreben des Herophilus ging dahin, die Natur zur Leiterin zu haben, und, obgleich er selbst Gründer einer Schule wurde, von Schulmeinungen und künstlichen Systemen

sich frei zu halten. Hierauf geht eine Aeußerung des Plinius, nachdem er die Sekte des Chrysippus, Erasistratus und Akron genannt: „diese waren lange in Zwiespalt mit einander und sie alle hat Herophilus verworfen." Wäre auf dem Wege, den er betrat, fortgeschritten und der Versuch gemacht worden, seine reine Naturbeobachtung und Analyse mit dem tiefgreifenden Blick und Takt Hippokratischer Weisheit zu verbinden, so würde die Medicin sich rascher und glücklicher entfaltet und bereits im Alterthume mehr Umfang und Sicherheit erlangt haben.

Den Werth der Schriften des Herophilus haben auch Manche der Neueren erkannt und das Bedauern ausgesprochen, daß nur so wenige Ueberreste und diese wenigen nicht gesammelt und geordnet vorhanden seien. Auch hat sich Manchem beim genaueren Studium der alten Aerzte, namentlich des Galen's, die Ueberzeugung aufgedrängt, daß sie ihr Bestes aus dem Herophilus geschöpft haben.

Als eine der wesentlichsten und fruchtbringendsten Neuerungen wird von Herophilus gerühmt, daß er zuerst, nicht wie bis dahin geschah, nur Thiere, sondern menschliche Leichname zergliederte. Welcher Fortschritt dadurch bedingt wurde, springt von selbst in die Augen. Das Licht, welches hievon auf die Erkenntniß der Krankheiten fiel, ward so auffallend, daß sogar angegeben wird, die ägyptischen Könige hätten sich mit der Zergliederung todter Menschen beschäftigt. Ob jedoch der Eifer der damaligen Anatomen so weit ging, auch lebende Verbrecher, welche dem Tode anheim gefallen waren, ihrem Messer zu unterwerfen, läßt sich weder behaupten noch verneinen. Die Sage davon war im Alterthume verbreitet. Galen erwähnt ihrer nicht, wohl aber Celsus, wo er angiebt: „Es sei nothwendig, die Körper der Gestorbenen zu zerlegen und ihre inneren Theile und Eingeweide zu untersuchen. Weitaus am besten habe Herophilus gehandelt, da er Verbrecher, die er von den Königen aus den Gefängnissen erhielt,

lebendig zergliederte; so habe er, bei noch verharrendem Athem, die Theile beobachten können, welche die Natur vorher verschlossen gehalten, so wie ihre Lage, Farbe, Form, Größe, Ordnung, Härte, Weichheit, Glätte, Berührung; sodann die Verlängerungen und Verkürzungen der einzelnen Theile." Viel lebhafter malt dieses Bild der Kirchenvater Tertullian aus, mit den Worten: „Herophilus, jener Arzt oder vielmehr Metzger, hat Unzählige zerschnitten, damit er die Natur untersuche; er haßte den Menschen, damit er ihn kennen lernte. Und doch zweifle ich, ob er sein ganzes Innere mit Sicherheit erforschen konnte, da ja der Tod veränderte, was kurz zuvor lebendig war, und nicht ein einfacher Tod, sondern einer, der unter den Kunststücken der Zergliederung herumirrte." Das Wahre an der Sache möchte bei dem Mangel anderer Quellen nicht mehr zu ermitteln sein. Möglich, daß die Zergliederung menschlicher Todten, welche an sich schon den Aegyptern und Griechen ein Gräuel war, Veranlassung zu noch schlimmeren Gerüchten gab; möglich auch, daß in einem oder dem anderen Falle die Wißbegierde die Gelegenheit benutzte, Versuche auch an lebenden menschlichen Körpern anzustellen. Sicher ist es, daß Aristoteles lebende Thiere zergliederte, um ihren Bau und ihre Functionen kennen zu lernen.

Obgleich es nicht mehr möglich ist, den Gang und Umfang der anatomischen Untersuchungen des Herophilus genau anzugeben, so wird die Uebersicht der aufbewahrten Bruchstücke doch geeignet sein, einigen Begriff von ihrem Gehalte und ihrer Bedeutung zu erwecken.

Was zunächst die Hülfsmittel der anatomischen Untersuchung betrifft, so scheint er nicht blos, wie seine Vorgänger, die einzelnen Gebilde mit dem Messer getrennt, sondern sie noch auf andere Weise präparirt zu haben. Galen gibt an: „man müsse bei der Zergliederung eines Körpertheils zuerst die obere Haut entfernen, aber nicht aufs Geradewohl, wie die Gerber, welche zugleich damit die unten befindliche, durch

welche die Adern gehen, welche die obere ernähren, abziehen. Die Operation, wodurch eine Haut von den unter ihr befindlichen Theilen abgelöst werde, nenne Herophilus Abhäutung oder Darsis."

Von dem Nervensysteme hatte Herophilus bereits umfassende Kenntnisse; Galen nennt ihn als denjenigen, welcher hauptsächlich, nach Hippokrates, die Anatomie der Nerven sorgfältig beschrieben habe. — Er lehrte, daß diejenigen, welche aus dem Gehirne und Rückenmarke entspringen, entweder der Empfindung oder der Willensthätigkeit dienen. — Galenus sagt: „Die das Gehirn einschließenden, mit mannichfachen Gefäßen durchwebten Hirnhäute, nannte er chorionartige Umhüllungen, nach der Aehnlichkeit der Chorion-Häute, welche den Fötus rings umschließen, als ein Geflechte von Arterien und Venen zusammengehalten durch zarte Membranen." — „An dem Scheitel des Kopfs treffen die Verdoppelungen der Meninx, welche das Blut führen, in eine leere Stelle, wie in eine Cisterne, zusammen, die deshalb Herophilus die Kelter zu nennen pflegt." — „Von hoher Bedeutung ist das Geflecht, welches Herophilus das netzförmige nannte; die Halsschlagadern, welche zu dem Gehirne gehen, spalten sich, ehe sie die harte Hirnhaut durchdringen, vielgestaltig unter derselben, indem sie sich in viele Reihen herumflechten, als wenn man sich dächte, es lägen viele Netze über einander." — „Herophilus nannte das große Gehirn „Gehirn," das kleine „Nebengehirn," indem er jenem wegen seiner Größe den Namen des Ganzen beilegte. Denn da dieses zweifach ist, so ist von seinen beiden Hälften jede größer als das ganze Nebengehirn." — Auf die Untersuchung der Hirnhöhlen verwandte Herophilus besondere Mühe, da er in ihnen den Sitz der Kraft suchte, welche das animalische und geistige Leben beherrscht. Als die bedeutungsvollste Höhle betrachtete er die vierte, im kleinen Gehirne befindliche. — „In der Mitte des Bodens der vierten Hirnhöhle, bemerkt

Galen, geht eine schmale Furche herab, die sich am unteren Ende derselben im verlängerten Marke in ein hohles rinnenförmiges Ende zuspitzt. Diese nannte Herophilus, wegen ihrer auffallenden Aehnlichkeit, die Schreibfeder."

„Dem vom Gehirne nach dem Auge gehenden Sehnerven gab Herophilus den Namen Gang." Es scheint jedoch als habe er alle Nerven, welche zu den Sinneswerkzeugen gehen, Gänge oder Wege genannt. Eine schöne Beschreibung der beiden Sehnerven, die erst als zwei verbundene von einer Wurzel ausgehende Pfade, dann getrennt zu den Augenhöhlen gelangen, nach Herophilus, findet sich bei einem späteren lateinischen Schriftsteller, bei Chalcidius. Galen sagt: „die empfindenden Nerven, welche von dem Gehirne in die Augen treten, nenne Herophilus Gänge, weil in ihnen allein die Wege des Nervengeistes erkennbar und deutlich seien.

Die Häute des Auges beschrieb er sehr genau und belegte sie zum Theil zuerst mit besonderen Benennungen. Von der Aderhaut giebt er an: „sie sei glatt nach Außen hin, da wo sie mit der Hornhaut zusammenhänge, aber rauh auf der abgekehrten Seite ähnlich dem Fell eines Traubenkerns und mit Gefäßen durchflochten." „Die höchst zarte Haut, welche die gläserne Feuchtigkeit umschließt, hieß er Spinnenwebehaut und verglich sie mit einem in die Höhe gezogenen Zuggarne, weshalb sie später als netzförmige, oder nach ihrem Inhalte als glasartige aufgeführt wird."

In Betreff des Gefäßsystems unterschied er Schlag- und Blutadern schon so gut, daß er sogar die Verschiedenheit in der Dicke ihrer Häute bestimmte, die er bei den Arterien sechsfach so stark annahm, als bei den Venen. Die sehr große und dicke Blutader, welche von dem Herzen nach der Lunge geht, nannte er arterielle Vene, wegen ihrer von andern Venen abweichenden Structur.

Ob das Herz Nerven habe, welches Aristoteles behauptete, der in ihnen den Ursprung der Herzthätigkeit suchte, ist durch

Herophilus nicht ausgemacht worden. Er fand in ihm nur „nervenartige Fäden," wovon aber Galen behauptete, daß es nur die Enden der Häute seien, welche an den Mündungen des Herzens sich befänden, die Erasistratus sorgfältig, Herophilus aber nachlässig beschrieben habe. Daß die Arterien am Herzen ihre Wurzeln haben, galt bei den Alten als eine ausgemachte Sache; eben so bei den Meisten, daß die Venen aus der Leber entspringen. Darüber hatte jedoch Herophilus manches Bedenken. Die Herzohren rechnete er zum Herzen und nicht zu den Gefäßen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die einfache aber strenge anatomische Betrachtung den Herophilus ganz nahe an die Entdeckung der Milchgefäße geführt habe. Galen sucht zu zeigen, „die Natur habe bewundernswürdig für die Ernährung des Magens und der Gedärme gesorgt, und namentlich dem Gekröse einen eigenthümlichen Venen-Apparat, der nicht in die Leber überginge, gegeben. Denn, wie auch Herophilus sage, endigen sich diese Venen in drüsenartige Körper, während alle andern in die Thore (da wo die Pfortader in die Leber eindringe) sich verlören." — Hieraus geht hervor, daß auch eine andere diesen Gegenstand betreffende Angabe von Galen, daß nämlich Venen in das Gekröse dringen, welche sich daselbst in Drüsen verlieren, aus Herophilus entnommen ist, obgleich dessen Name nicht genannt wird.

Von den Drüsen, namentlich den Speicheldrüsen und dem Pankreas stellte er zuerst bestimmte Ansichten auf, welche den späteren Anatomen Stoff zu vielen Discussionen lieferten.

Dem Anfange der Gedärme, ehe sie sich in Windungen zusammenschlagen, ertheilte er den Namen „Zwölffingerdarm."

„Ueber die Leber, bemerkt Galen, hat Herophilus am genauesten gehandelt und zwar mit folgenden seinen eigenen Worten:

„Die Leber des Menschen ist sehr ansehnlich und groß gegen die in andern Thieren, welche gleichen Umfang mit

dem Menschen haben. Da wo sie das Zwerchfell berührt, ist sie erhaben und glatt; wo sie aber den Magen und dessen Wölbung berührt, ist sie einwärtsgebogen und uneben. Sie hat das Ansehen einer Kluft da, wo beim Fötus die Nabelvene in sie eindringt. Sie ist nicht bei allen ähnlich, sondern an Breite, Länge, Dicke und Höhe, an Zahl der Loben, an der Unebenheit nach vorn, wo sie am dicksten ist, an den Erhabenheiten ihres Umfangs, wo sie sich verdünnt, bei dem einen so, bei dem andern anders. Bei dem einen hat sie keine Loben, sondern ist ganz rund und gerade, bei einigen hat sie zwei, bei andern drei, bei vielen auch vier." Dieses hat Herophilus richtig gesagt und noch dazu, daß bei wenigen Menschen, aber nicht weniger Thieren, namentlich beim Hasen, sie einen Theil der linken Seite einnehme."

Die Ermittelung, wo und wie der Saame beim Manne gebildet und wohin er gebracht wird, beschäftigte Herophilus viel. In den Blutgefäßen, welche zu den Hoden gehen, sei der Saame vorgebildet; von den Hoden gelange er zu den Nebenhoden; von diesen in den Saamengang und von da in die Saamenbläschen. Mehrere dieser Gebilde belegte er mit neuen Benennungen.

Hinsichtlich der Genitalien des Weibes stützte sich Herophilus bei seinen Angaben nicht blos auf Untersuchungen bei Thieren, sondern, wie Galen ausdrücklich hervorhebt, auch auf die beim Menschen. Er unterschied die Gestalt des Halses des Uterus und die des Muttermundes, je nachdem eine Frau noch nicht oder schon mehrere Male schwanger war. Er vergleicht jenen dann mit dem Kopfe eines Polypen oder mit dem Kehlkopfe. „Bevor das Weib geboren habe, wäre man nicht im Stande die Spitze einer Sonde in den Muttermund zu bringen." „Vor der Geburt stehe er durchaus nicht offen; allein während des Herbeiströmens des Monatsflusses öffne er sich etwas." „Merkwürdig sei es, wie weit diese Oeffnung, welche während der Schwangerschaft vollkommen geschlossen

sei, bei der Niederkunft ausgedehnt werden könne." Die Gefäße, welche in den Uterus gehen, beschrieb er ausführlich, so daß er selbst auf die Ausnahmen beim Verlaufe aufmerksam machte. Die Fallopischen Röhren scheint er gekannt zu haben.

Von den Ovarien liefert er eine ausführliche Beschreibung; er sagt, wo sie liegen, von welcher Membran sie umgeben werden und wie ihre Structur beschaffen ist. Und wie er überhaupt die männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane zu paralleliſiren sucht, so nennt er die Eierstöcke Hoden oder Zwillinge. Seine eigenen Worte sind:

„An den Uterus sind die Hoden angewachsen, auf beiden Seiten und wenig von denen des Mannes verschieden. Sie befinden sich an jeder Seite der Mutter, der auf der rechten, jener auf der linken; nicht beide in Einem Hodensack, sondern jeder getrennt, umgeben von einer dünnen, häutigen Membran, klein und etwas breit zulaufend, den Drüsen ähnlich; gegen die umschließende Haut hin nervig; ihrer Substanz nach nicht zerreiblich, wie auch die der Männer. Bei den Stuten sind sie sehr bedeutend. Sie sind angeheftet mit nicht wenigen Häuten an den Uterus, auch mit einer Arterie und Vene, die aus dem Uterus in sie eindringen, die Vene von der Vene, die Arterie von der Arterie. Der Saamengang ist an jedem nicht sehr sichtbar; er hängt von Außen her mit dem Uterus zusammen, der eine von der rechten, der andere von der linken Seite; sein vorderer Theil hat Windungen ähnlich wie beim Manne, und das übrige ist bis ans Ende aufgetrieben. Von jedem der beiden Hoden ist er, ähnlich wie beim Manne, in das Fleischige des Halses der Blase (?) verwachsen, dünn und gekrümmt am vordern Theil, wo er die Hüftknochen berührt, wo er auch endigt, an die Schaam von beiden Seiten nach Innen zu eingefügt."

Aus der Osteologie wird von ihm angegeben, er habe das

Zungenbein, weil es bei den Mandeln sich befinde, den Beisteher und das Wadenbein die Röhre genannt.

Bei der innigen Verbindung, welche besonders in den früheren Zeiten zwischen anatomischen und physiologischen Forschungen Statt fand, läßt sich kaum annehmen, daß Herophilus beide Lehren getrennt abgehandelt habe. Doch mögen, der leichteren Auffassung wegen, seine mehr der Physiologie angehörenden Sätze hier zusammengefaßt werden.

Den Sitz der Seele nahm er im Gehirne, und zwar, wie zu vermuthen, in der vierten Hirnhöhle an.

Auch auf die Seelenthätigkeiten während des Schlafzustandes dehnte er seine Beobachtungen aus. Von den Träumen glaubte er, daß sie dreifacher Art wären. „Die einen seien Gottgesandte und kämen nach einer höheren Nothwendigkeit; die andern wären physisch, indem die Seele das, was ihr zuträglich sei, oder künftig ihr begegnen könnte, in Schattenbildern sich darstellte; wieder andere wären gemischter Natur, durch zufälliges Zusammentreffen von Bildern entstanden, wenn wir das sähen, was wir wünschten, wie das bei Liebenden der Fall sei, die den Gegenstand ihres Verlangens im Traume zu umfassen wähnen."

Die Nerven seien die Leiter der Empfindungs- und Willenskraft. Bei der bewegenden Kraft seien Nerven, Arterien und Muskeln thätig.

Von vier Kräften läßt er das Leben regieren, von der ernährenden, welche ihre Wurzel in der Leber, von der animalischen oder erwärmenden, welche ihre Quelle im Herzen, von der denkenden, welche ihren Sitz im Gehirne und von der empfindenden wie bewegenden, welche ihren Grund in den Nerven habe.

Von dem Athmen hatte er sich, wie Plutarch angiebt, eine eigenthümliche Vorstellung gebildet: „Die Lunge hat von Natur ein Begehren nach Ausdehnung und Zusammenziehung; das Andere folgt hieraus. Die Wirksamkeit der Lunge besteht

in dem Anziehen der Luft von Außen her. Sie zieht aber an sich, weil Alles von Außen angefüllt ist. Auf eine entsprechende Art leitet, nach einem zweiten Begehren, der Thorax den Athem in sich; ist er aber voll und nicht mehr zu ziehen vermögend, so ergießt er das Ueberflüssige wieder in die Lunge, aus welcher, nach der Wechselbeziehung der Körper, die Abscheidung nach Außen geschieht. So entstünden vier Bewegungen bei der Lunge; die erste, wo sie die äußere Luft aufnimmt; die zweite, wenn sie das Aufgenommene nach Innen in den Thorax ausgießt; die dritte, wo sie das vom Thorax Ausgetriebene wieder in sich aufnimmt; die vierte, wo sie das bei der Wiederkehr in ihr Gesammelte nach Außen stößt. Von diesen Bewegungen seien zwei Ausdehnungen, nämlich wenn die Lunge den Athem von Außen her und vom Thorax erhält, und zwei Zusammenziehungen; die eine, wenn der Thorax das Luftige in sich zieht; die andere, wenn er es wieder in die Lunge ausgießt.

Diese Ansicht des Herophilus vom Athmen hat sich mit einigen Modificationen lange erhalten.

In Hinsicht des Blutlaufs möchte man glauben, daß er den Zusammenhang der Bewegung in den Arterien mit der des Herzens erkannt und das Vorhandensein des bewegten Blutes in ihnen vorausgesetzt habe, ohne jedoch der alten Meinung, als fände sich auch noch ein luftiges Wesen in ihnen, ganz zu entsagen. „Das Blut erhielten sie vom Herzen, und wenn man auch noch die Gegenwart des Luftgeistes in ihnen anzunehmen hätte, so müßten sie diesen aus den übrigen Körpertheilen an sich ziehen." Dann lehrte er von den Schlagadern, daß sie wirklich pulsirten, indem sich ihre Häute ausdehnten und zusammenzögen, wie beim Herzen, daß aber diese Kraft ihnen nicht ursprünglich und unbedingt zukäme, sondern daß sie dieselbe von dem Herzen empfingen; daß aber außerdem noch andere Umstände zur Bildung des Pulses beitrügen.

Was Herophilus über die Function der zum Zeugungsapparate gehörenden Organe, so wie über die Bereitung

des Saamens annahm, ist bei seiner anatomischen Beschreibung dieser Theile mit angegeben. Doch findet sich auch außerdem eine Stelle, woraus hervorgeht, daß er die Umwandlung des Blutes in Saamen theils anatomisch zu erhärten sucht, indem der innerste Theil der Saamengefäße vom Blute geröthet, der äußere vom ausgebildeten Saamen schon weißlich sei; theils physiologisch, da auf analoge Art sich bei den Frauen nach der Geburt das Blut, welches nun nicht mehr zur Ernährung des Uterus verwandt würde, nach den Brüsten dringe und daselbst die weißliche Beschaffenheit der Milch annehme.

Von dem Fötus äußerte er, daß dieser eine mehr allgemeine physische, nicht durch das Athmen bedingte Bewegung besitze. Die Nerven aber seien Ursache der Bewegung. Jener werde erst dann zu einem lebendigen Geschöpfe, wenn er zur Welt gebracht etwas Luft in sich aufgenommen.

So wie Herophilus von dem Bau, der Gestalt, Lage und Verrichtung der Körpertheile gründliche Einsichten zu erlangen strebte, so ging er auch in Untersuchungen ein über die Ursachen und das Wesen der Krankheiten, ihren Verlauf, ihre Erscheinungen und über die Mittel, welche der Mensch besitzt, sie zu vermeiden, oder welche die Natur ihm darbietet, sie zu entfernen.

Von diesen seinen Bemühungen im Gebiete der allgemeinen und angewandten Medicin sind mehrfache Bruchstücke vorhanden.

Alle ärztliche Thätigkeit kann nur zum Zweck die Erhaltung oder Wiederherstellung des gesunden Zustandes haben. Welchen Werth aber ein solcher besitze, drückte Herophilus also aus:

„Keine Weisheit kann sich entfalten, keine Kunst sich offenbaren, keine Stärke in den Kampf treten, kein Reichthum Genuß gewähren, keine Rednergewalt sich geltend machen, wenn Gesundheit fehlt."

Seine Definition der Arzneikunde war: „sie sei die Kunst, die

Gesundheit zu bewirken." Eine andere mehr ins Einzelne gehende war diese: „Sie sei die Wissenschaft von den gesunden, kranken und gleichgültigen Dingen. Von diesen dreien habe sie Einsicht; von den gesunden, in sofern sie die Zustände im Menschen so bedingen, daß aus ihrem gegenseitigen passenden Ineinandergreifen das Gesundsein hervorgeht; von den kranken, als denjenigen, welche die gesunde Harmonie zerstören. Zu den an sich gleichgültigen gehöre Alles, was in Krankheiten Hülfe bringe, dem Stoffe nach. Denn das Hülfsmittel sei, bevor es von dem Arzte angewandt werde, ein Gleichgültiges, weder gesundes noch krankes.

Die dreifache Eintheilung scheint Herophilus überhaupt geliebt zu haben, und sie wird als etwas seine Darstellung Bezeichnendes ausdrücklich hervorgehoben. So unterschied er eine kräftige, schwächliche und eine dazwischen inneliegende Körperbeschaffenheit, wie sie namentlich nach überstandenen starken Fiebern zur Zeit der Reconvalescenz und im Greisenalter sich zeige. So nahm er bei den Klassen der Arzneistoffe immer die Dreitheilung an: warme, kalte; saure, süße und was dazwischen liegt.

Die Krankheit definirte er als ein Leiden der Säfte; oder, wie Galen es ausdrückt, er nahm an, daß die Bedingung der natürlichen wie der widernatürlichen Zustände in den Säften enthalten sei; welches humoral-pathologische Dogma lange sein Ansehen behauptete.

Herophilus legte übrigens, seiner ganzen wissenschaftlichen Richtung nach, weniger Werth auf die Aufsuchung der Ursachen, als auf die reine Beobachtung der Thatsachen. So bedauert Galen, daß derselbe nicht die Erklärung seiner so wichtigen Beobachtung aufgesucht habe, warum bei gewissen Lähmungen bloß die Empfindung, bei andern die willkührliche Bewegung, bei andern beide aufgehoben werden.

Die Sucht, Alles nach theoretischen Voraussetzungen deuten zu wollen, welche gerade damals überhand nahm, mag

Herophilus gerade auf die entgegen gesetzte Bahn getrieben haben. Er erklärte sich gegen jedes Eingehen in die zu fern liegenden veranlassenden Momente, namentlich gegen die Sitte, beim Kommen zu einem Fieberkranken sofort zu fragen, ob das Fieber von der Wärme oder Kälte oder der Ueberfüllung herrühre.

Ein um so größeres Gewicht legte er auf die genauere Unterscheidung der wahrnehmbaren Zeichen der Krankheiten. Hieraus ergebe sich eben so sehr die Erkenntniß ihrer Natur als die Vorauskenntniß ihres Verlaufes und Ausganges. „Von der Vorauskenntniß sei die Vorhersagung zu unterscheiden, welche von äußeren Einflüssen bedingt, äußerst oft der Zuverlässigkeit ermangele." Er behauptete, „hiermit einen in Thatsachen begründeten Unterschied, nicht willkührliche Angaben aufzustellen."

Als eine seiner prognostischen Bemerkungen wird angeführt, daß das Weggehen todter oder lebendiger Spulwürmer kein schlimmes Zeichen sei.

Die wichtigste Bereicherung jedoch, welche die Semiotik und somit eine Hauptstütze der theoretischen wie praktischen Medicin durch Herophilus erhielt, war die Begründung der Pulslehre.

Wohl mag man vor ihm das Phänomen des Pulses schon beobachtet, und namentlich Praxagoras ihn als ein Attribut der Arterien angesprochen haben; aber wie konnte dieser, da er annahm, in den Arterien seien keine Säfte enthalten, einen Zusammenhang zwischen dem Phänomen ihres Pulsirens und den andern organischen Vorgängen ahnen?

Als einen bestimmten Ausdruck des individuellen inneren Zustandes, als ein physiologisches und pathognomisches Zeichen, als ein Maß der Kräfte, als einen Führer bei den wechselnden Krankheitserscheinungen erkannte ihn zuerst Herophilus. Er gab ihm den Werth und die Stellung, welche ihm in der Reihe der medicinischen Hülfsmittel gebührt und wandte auf seine

Beobachtung eine große Sorgfalt. Wenn wir die von ihm hierüber verfaßte Schrift besäßen, würden wir wahrscheinlich die Ueberzeugung gewinnen, daß die Hauptsätze der Pulslehre von ihm aufgefunden und von späteren Griechen wenig Wesentliches hinzugefügt worden sei. Dieses läßt sich aus den ausführlichen Abhandlungen des Galens über den Puls schließen, wo er indessen seine und des Herophilus Ansichten so durch einander gemischt hat, daß die Abtrennung dessen, was dem letzteren allein gehört, sehr schwierig ist. Einzelne daraus ablösbare Stellen sind folgende: das Wort Puls ist in dem auch jetzt noch geltenden Sinne zuerst, nächst Praxagoras, von Herophilus gebraucht worden. Der Puls, so lehrte Herophilus, „sei eine dynamische Oscillation, welche aus der natürlichen Thätigkeit des Herzens und der Arterien entspringe und durchaus der Art nach von den Bewegungen verschieden, welche ihren Ursprung in andern Systemen hätten, sich als Zittern und Krampf darstellten, und denen auch wohl das Herz mit seinen Gefäßen unterworfen sein könnte. Hierin müsse er natürlich seinem Lehrer Praxagoras widersprechen, welcher der Meinung gewesen, beide Erscheinungen seien nicht der Art oder dem Wesen nach, sondern bloß dem Grade nach verschieden." — Unter der Benennung Puls begriff Herophilus jede fühlbare Bewegung der Arterien. „Man findet, äußert Galen, daß Herophilus im Anfange seiner Schrift über die Pulse, den Puls von dem Zittern unterscheidet. Es scheint dieser Mann jegliche Bewegung der Arterien, welche wir an uns von Anfang bis zu Ende wahrnehmen, Puls zu nennen, woraus wir die Diagnose der gegenwärtigen und die Prognose der künftigen Zustände feststellen, ohne daß wir dabei des Pulses am Herzen oder dem Gehirne oder den Hirnhäuten bedürfen." „Nach der Ansicht des Herophilus, bemerkt derselbe an einem andern Orte, ist die Zusammenziehung die wahre Energie der Arterien, und die Ausdehnung ist auf das gewöhnliche und natürliche Verhalten des Körpers zu beziehen. Denn

er will, daß wie bei den Todten die Haut der Arterie auseinanderstehend gesehen wird, so auch, so viel an ihr ist, sie beim Lebenden auseinanderstehe." — „Herophilus, wo er die verschiedenen Pulsarten auseinandersetzt, zählt als Unterscheidungs-Momente auf: die Größe, Schnelligkeit, Heftigkeit und den Rhythmus, und erwähnt sodann noch besonders der Ordnung und Störung, der Gleichförmigkeit und der Ungleichheit." — „Der gemsenartige oder hüpfende Puls, wie ihn Herophilus nannte, ist von der Klasse derjenigen, welche nach einer Diastole ungleich sind. wenn nach der Ruhe die zweite Bewegung schneller und heftiger als die vorhergehende ist; hiervon allein ist auch der Name genommen nach einer Aehnlichkeit des Springens bei den Gemsen oder Ziegen." — Den Unterschied des hüpfenden oder doppeltschlägigen Pulses so wie des wellenförmigen und wurmartigen entwickelt Galen, wie es scheint, nach Herophilus. — „Herophilus sagt, die Stärke der in den Arterien befindlichen animalischen Kraft sei die Ursache des heftigen Pulses." — „Den Puls der Knaben nannte er den großen." „Den ameisenartigen hielt er nicht für schnell." — Einen vollen Puls, wie ihn Spätere definirten, nahm er nicht an.

Höchst eigenthümlich war seine Betrachtung derjenigen Eigenschaft des Pulses, die er den Rhythmus nannte. — Da er nämlich von dem Principe ausging, daß die Arterien, obgleich sie ihren Hauptimpuls vom Herzen erhielten, mit einer besonderen Kraft begabt, sich auszudehnen und zusammen zu ziehen vermöchten, so setzte er das Wesen des arteriellen Pulses in die regelmäßige Folge dieser Thätigkeiten. Immer erscheine zuerst eine Ausdehnung, welche einen Moment dauere; dann komme die Zusammenziehung, welche wieder einen Moment anhalte. So entständen zwei Zwischen-Momente, die er mit dem Ausdrucke Intervalle oder Pausen belegte. Die beiden Hauptmomente der gerade eintretenden Expansion und Contraction verglich er mit dem Aufschlag und Niederschlag

in der Musik. Die vier Momente zusammen nannte er Zeiten (Längen und Kürzen) oder Maße. — Indem er nun den Puls durch alle Lebensalter und viele Krankheitsformen hindurch beobachtete, kam er auf die Entdeckung des verschiedenen Verhaltens jener vier Momente, je nach Verschiedenheit der Körperzustände, so daß der natürliche Rhythmus einen vierzeitigen Tact hält, und nach dem Vorherrschen des einen oder andern Moments, ganz andere Abtheilungen zeigt. Diese Ansicht geht aus der Relation Galens hervor; doch führt dieser ihn namentlich nur dann an, wenn er eine seiner Behauptungen für unklar oder unhaltbar hält, während er sonst alle Ergebnisse der mühsamen Beobachtungen des Herophilus als ein bekanntes Gemeingut hinnimmt. So sagt er: „Obgleich Herophilus vielfach der Rhythmen für die Prognose erwähnt, so ist doch nicht ganz leicht herauszufinden, was er unter Rhythmus versteht; ob bloß das Verhältniß der Dauer der Diastole zur bloßen Systole, oder ob er auch noch die Dauer der einer jeden dieser Bewegungen folgenden Ruhe hinzufügt."

„Herophilus bestimmt zuerst eine für die Wahrnehmung mit der Hand merkbare Zeit oder Länge, nach welcher er die andern mißt, und nun äußert er, die letzteren enthielten von jener zwei oder drei oder auch mehrere, wie wenn er bei allen Pulsarten ganz genau die Zeiten erkennte, so wohl von den bloßen Bewegungen als auch von den auf sie folgenden Pausen." Ferner:

„Herophilus hat in seiner Zeitmessung bei der Zusammenziehung und Ausdehnung das, was die verschiedenen Lebensalter betrifft, in Rhythmen oder Tacte gebracht. Denn so wie die Musiker sie nach bestimmten Zeitverhältnissen zusammenstellen, indem sie Hebung und Senkung oder Anschlag und Niederschlag mit einander vergleichen, so hat Herophilus angenommen, es sei dem Anschlage die Diastole, dem Niederschlage die Systole der Arterie analog. Er stellte nun seine Beobachtungen so an, daß er mit dem neugebornen Kinde begann und

als erstes wahrnehmbares Zeitmoment das annahm, wo er die Arterie ausgedehnt fand; ganz gleich sei hier für sie auch die Zeitdauer der Zusammenziehung." In wiefern nun Herophilus den Puls-Rhythmus bei Neugebornen gleichförmig annimmt, darin (fährt Galen fort) scheine er ganz Recht zu haben; wenn er aber die Ausdehnung bei der Arterie der Greise so weit hinauszieht, daß sie bis zum zehnfachen der Zeitdauer der vorangegangenen anhalte, so täusche er sich, indem er die Ausdehnung nach den wahrnehmbaren Bewegungen beurtheilt, welche wir aus dem Schlage gegen die Finger erkennen, die Zusammenziehung aber auf die ganze übrige Zeit verlegt, wo er die Bewegung nicht wahrnahm." „Die Zusammenziehung ist zuweilen von kürzerer Dauer, zuweilen von gleicher, zuweilen auch, wie Herophilus schreibt, von längerer als die Ausdehnung; aber nicht, wie er meint, um das fünffache, sondern nur um ein weniges größer."

Es steht uns nicht mehr zu, die Kritik des Galens im Einzelnen zu beleuchten; gewiß aber ist, daß der metrische Theil der Pulslehre des Herophilus zwar im Alterthume bewundert, aber wenig gekannt oder verstanden war.

So sagt Plinius: „Der Puls der Arterien, welcher besonders an den äußeren Theilen der Glieder erkennbar und fast ein Anzeiger der Krankheiten ist, wird nach gewissen Weisen und metrischen Gesetzen, je nach den Lebens-Altern (ob er gleichförmig oder beschleunigt oder langsam) beschrieben von Herophilus, einem berühmten Arzte, mit bewunderungswürdiger Kunst, die man aber wegen ihrer zu großen Feinheit verlassen hat." Da, wo er an einem anderen Orte dieses wiederholt, setzt er hinzu: „diese Lehre des Herophilus sei verlassen worden, weil man, um sie zu verstehen, eine mehr als gewöhnliche Bildung besitzen müsse."

Indessen war eine allgemeine Vorstellung von seiner Lehre sehr verbreitet, und bei verschiedenen Autoren finden sich Anführungen und Andeutungen von seinem Verfahren, die musi-

kalischen Bezeichnungen auf die fühlbaren Bewegungen der Schlagadern anzuwenden.

Vielfach waren auch die Bemühungen des Herophilus in der Erweiterung der Arzneimittel-Lehre.

Der Beruf dazu lag nahe. Durch die Untersuchungen und Entdeckungen des Aristoteles, durch die Eroberungen Alexanders des Großen waren neue Welten gewonnen worden. Die Schätze Indiens aus allen drei Reichen der Natur, die Wunder der bis dahin verschlossenen Barbaren-Länder strömten herüber zu den erstaunten Griechen. Herophilus befand sich zu Alexandrien, im Mittelpunkte dieser Zuflüsse; hier hatte er die günstigste Gelegenheit die neuen Formen der Thiere, Pflanzen und Gesteine, die neuen daraus gewonnenen natürlichen und verarbeiteten Producte, so wie die kräftige Wirkung, welche viele derselben auf den menschlichen Körper ausübten, kennen zu lernen. Einem so erfahrnen Beobachter entging die Bereicherung nicht, welche hierdurch dem Arzneischatze zu Theil wurde oder doch werden konnte. Der bisherige Medicamenten-Vorrath der Griechen, wie wir ihn aus den Hippokratischen Schriften kennen, war klein beisammen, und näherte sich in Manchem den simpeln Hausmitteln, so wie der einfachen Kost, womit die Alten sich begnügten. Nun entfaltete sich eine Fülle von Gewürzen, Salzen, ja sogar Giften, die alle, mit Vorsicht angewandt, dem Wohle der Kranken und der Erweiterung der Medicin dienen zu können schienen. Welch eine hohe Meinung Herophilus von ihrem Werthe und ihrer Bedeutung hatte, darüber ist bei den alten Schriftstellern nur eine Stimme. Er pries sie als eine Gabe des Himmels. Er glaubte, daß es kaum eine Krankheit gebe, die nicht mit ihrer Hülfe bezwungen werden könnte. Namentlich hielt er viel von den Eigenschaften der Pflanzen, von welchen die wirksamsten noch lange nicht hinreichend erkannt wären, obgleich manche solche Heilkräfte besäßen, daß man sie fast empfände, wenn man nur mit dem Fuße über sie hintrete. Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht

eine Stelle des Plinius: „Dieses waren nun bei den Alten die Heilmittel, da die Natur selbst gewissermaßen den Arzt machte, und sie blieben es lange. Wenigstens finden wir die Schriften des Hippokrates erfüllt mit Erwähnung von Kräutern; dann auch die des Diokles Karystius; eben so des Praxagoras und Chrysippus und dann des Erasistratus. Auch Herophilus, obgleich Gründer einer Schule, die sich mit feineren Untersuchungen beschäftigte, vertheidigte vor allen jene herrliche Methode durch eine wirksame Erfahrung (die Meisterin aller Dinge, besonders in der Medicin) gegen Wortgepränge und Schulgeschwätz seiner Zeit; denn in diesen Schulen zu sitzen, nur mit dem Zuhören beschäftigt, behagte weit mehr, als in die Wildnisse zu gehen und Pflanzen zu suchen, einige zu dieser, andere zu einer andern Zeit des Jahrs."

Derselbe führt auch an, „daß obgleich andere Aerzte die Nießwurz zu zwei Drachmen gegeben, Herophilus diese zu vier Drachmen verordnet und dieses Mittel mit einem tapfern Feldherrn verglichen hätte, der, wenn innen Alles in der größten Aufregung sich befände, selbst unter den ersten heraustrete.

Wie Herophilus jedoch von den Arzneimitteln an sich dachte, ist aus einer uns aufbewahrten Aeußerung von ihm ersichtlich: „Wenn du behaupten wolltest, die Mittel seien einzeln und für sich betrachtet nichts nütze, so möchtest du ganz schicklich reden; denn nichts sind sie, wenn der, so sich ihrer bedient, sie nicht recht anwendet; ist es aber anders, dann mag man sie füglich Hände der Götter nennen."

Weit anderer Meinung war auch hier wieder Erasistratus, welcher behauptete, der Körper dürfe nicht durch heftig wirkende, starke Mittel, sondern durch Diät, schmale Kost, Bewegung und milde Arzneistoffe der Gesundheit zugeführt werden. „Es sei eine übel verstandene Neuerung und Aberwitzigkeit gewisser Leute (daß er Herophilus darunter versteht, ist nicht zu verkennen), welche metallische und vegetabilische Stoffe, ja solche, die aus giftigen Thieren genommen, aus den Einge-

weiden der Erde gegraben oder von dem Grunde des Meeres hergeholt worden, in Eins zusammen mische. Viel besser würde man handeln, wenn man dieses Alles fahren ließe und sich begnügte die Medicin in dem Kreise von Tisanen, Gurken und einer Mischung von Oel mit Wasser zu lassen." Hieraus ist auch erklärbar, warum er den Gebrauch des Opiums als todbringend verbot.

So ergiebt sich, daß in jener frühen Zeit, wo eine wissenschaftliche Medicin sich erst gestaltete, die wichtigsten Wahrheiten schon in Frage gestellt wurden und ein Zwiespalt sich bildete, der unter mannichfachen Formen verlarvt sich auch in den jüngsten Tagen wiederholte.

Von den zusammengesetzten Mitteln des Herophilus werden noch zwei aufgeführt, eines gegen die Tagblindheit und dann ein Pflaster.

Uebrigens wird von Galen ausdrücklich bemerkt, daß Herophilus, wie manche der Alten, seine Anweisung über den Gebrauch der Arzneimittel in seinen therapeutischen Schriften selbst niederlegte.

Seinem Beispiele folgend haben seine Schüler sich mit diesem Theile der Arzneiwissenschaft viel beschäftigt, und wie zu vermuthen, hierin, am meisten praktisch Brauchbares geleistet und geliefert. Sehr viel, vielleicht der größte Theil vom Inhalte seiner pharmakologischen Schriften hat Galen aus denen des Mantias und Heraklides geschöpft. Von jenem sagt er: „Mantias, wie er von Anfang an ein Herophileer war, blieb er es durchweg; Heraklides aber neigte mehr hin zur Richtung der empirischen Aerzte, er der in allem übrigen der trefflichste Arzt war und kundig der meisten Arzneimittel."

Das übrigens Herophilus nicht einzig und allein die Arzneimittel als Waffe führte, sondern jede Hülfe, welche Einsicht und Erfahrung darboten, geht daraus hervor, daß er von den Alten unter die gründlichsten Kenner der Gymnastik ge-

rechnet wurde, und daß er eine eigene Schrift über die Diätetik heraus gab.

Von der Betrachtungsweise und der Behandlungsmethode der speciellen Pathologie und Therapie finden sich nur noch wenige Nachrichten.

Wie wir Herophilus als Empfehler kräftiger Arzneimittel kennen gelernt haben, so kann es uns nicht verwundern, ihn im Alterthume unter denen Aerzten aufgezählt zu finden, welche das Aderlassen in vielen Fällen für angezeigt und wohlthätig hielten; wiederum im Gegensatze mit Erasistratus und dessen Schule, welche durchaus gegen alle Blutentziehungen sich erklärten.

Wie von physiologischer Seite, so verwandte er auch von pathologischer auf die Krankheiten der bewegenden und empfindenden Organe seine Aufmerksamkeit. Von der Lähmung wußte er, daß sie zuweilen nur die Kraft der Empfindung, zuweilen nur die der Bewegung, zuweilen beide zerstöre.

Den plötzlich eintretenden Tod, ohne deutliche Ursache, leitete er von einer Lähmung des Herzens ab.

Das Zittern erklärte er für ein Leiden der Muskeln, den Krampf hingegen für eine Affection der Nerven.

In Bezug auf den Starrkrampf sagte Herophilus, „daß ein heftiger Opisthotonus das mehr gerade mache, was durch die Verknüpfung der Rückgrathswirbel gekrümmt erscheint, und daß ein leichtes hinzukommendes Fieber jenes Uebel hebe." Auch beobachtete er, daß Manche durch das Ausziehen eines Zahnes gestorben seien.

Von seiner Behandlung der Augenkrankheiten ist uns bloß ein Recept gegen die Tagblindheit aufbewahrt.

In der Lungensucht und beim Blutspeien gab schon Herophilus, ohne etwas Anderes, Gesalzenes mit Brot, und ließ Wasser nachtrinken. Bei Blutflüssen war er für die Unterbindung am Kopfe, an den Armen und Schenkeln.

Auch die Wundarzneikunst verdankt ihm einige eigenthümliche Beobachtungen. Daß er sie selbst praktisch geübt, geht aus der bereits erzählten Geschichte von der Wiedereinrichtung der verrenkten Schulter des Diodorus hervor. Auch ist ein bedeutendes Fragment von einer Schrift des Herophilus uns erhalten, worin von der Wiedereinrichtung des ausgewichenen Schenkelkopfs die Rede ist. Seine eigenen Worte lauten:

„Warum versucht man nicht eine andere Einrichtung des Schenkelkopfs neben denen, die bis jetzt fehlgeschlagen sind; eine, wobei, wenn er verrenkt war, er nachher fest bleibt? Denn gewöhnlich folgt man der Analogie, daß Ausrenkungen sich bleibend wieder einrenken lassen, bei der unteren Kinnlade und dem Schulterkopf, dann beim Arme, Knie und den einzelnen Fingern, ja bei fast allen den Gliedern, die sich zu verrenken pflegen. Auch wissen die Wundärzte keinen Grund anzugeben, warum gerade bei diesem Gliede die Einsetzung nicht haften will. Sie würden ihn aber aus der Anatomie erkannt haben. Denn es trifft sich, daß in dem Kopfe des Schenkelknochens ein Band angewachsen ist, das mitten in die Gelenkhöhle hineinwächst. So lange dieses bleibt, kann der Schenkelknochen nicht herausfallen. Ist dasselbe aber zerrissen, so geht es nicht an, daß es eine Zusammenwachsung erhält. Findet aber diese nicht Statt, so kann auch das Glied nicht in seiner früheren Lage verharren. Da also hier die Ursache offenbar geworden, so sollte man in diesem Falle ganz von dem Wiedereinbringen des herausgefallenen Schenkels abstehen und nicht viel mit fruchtlosen Versuchen sich abmühen."

Daß Herophilus sich mit der Heilung der Geschwüre beschäftigte, erwähnt Galen; aber er ist mit seiner Behandlung, die er indessen nicht näher angiebt, unzufrieden, weil er dabei nicht auf die Naturen, ob sie feucht oder trocken, Rücksicht genommen. „Bei den Geschwüren (erwähnt Cassius Jatrosophista) beobachtete Herophilus, daß die runden viel schwerer

zur Heilung zu bringen seien, als die von andern Formen. Als Grund gab er an, daß sie wegen ihres kreisförmigen Umfanges einen größeren Raum einnähmen, als es dem Auge schiene, und daß sie deshalb mehr Zeit zur Vernarbung bedürften als andere."

Sogar die Geburtshülfe hatte Herophilus von seinen ärztlichen Bemühungen nicht ausgeschlossen. Früher wurde bemerkt, daß er darin Unterricht ertheilt, und daß er die weiblichen Geburtsorgane, namentlich den Wechsel der Gestalt des Mutterhalses, das verschiedene Verhalten des Muttermundes im schwangern und nicht schwangern Zustande, die Bewegung des Fötus, die Bildung der Milch in den Brüsten ꝛc. beschrieben habe. Alles dieses scheint anzudeuten, daß er auch praktischer Geburtshelfer war, wozu noch kommt, daß er unter denen genannt wird, welche in gewissen Fällen den Fötus tödteten und sich dazu eines eigenen Instrumentes bedienten.

Wenn aus den vereinzelten Ueberresten auf den ganzen Mann geschlossen werden darf, so kann man wohl von Herophilus behaupten, daß er in allen Theilen der Arzneiwissenschaft erfahren und thätig erfunden werde, und man darf ihn als ein Muster seiner Kunst ansprechen, wenn anders das Wort Galen's wahr ist, daß jener Arzt nur vollendet sei, der in der Theorie wie in der Praxis sich gleich vollkommen erweist.

Baron Antoine Dubois,

Professor honorarius an der medicin. Facultät ꝛc. und Präsident der Société de médécine pratique, Mitglied der Académie roy. de Méd. in Paris; geb. d. 17. Juli 1756 zu Bramat bei Cahors, gest. d. 31. März 1837 zu Paris.

Abermals ist ein trefflicher chirurgischer Praktiker und Kliniker seiner Zeit, ein berühmter Mann überhaupt, zu Grabe gegangen. — Dubois ist eines von den glänzenden Beispielen, wie ein wahres und ausgezeichnetes Verdienst durch einen ersten glücklichen Zufall in das Chaos der großen Weltstadt geschleudert und sofort unter glücklichem Gestirne bis zu dem Gipfel des Ruhms geführt wird. — Ein armer Junge, in Bramat, in Querci, geboren im Jahr 1756, machte er sich in einem Alter von 20 Jahren, nach dem Tode seines Vaters, allein und ohne Hülfsmittel auf den Weg nach Paris. Dort vermuthete er, in glücklichem Vorgefühle, seine künftige Heimath. Er durchwanderte zu Fuß Frankreich und langte im Jahr 1776 an einer der Barrieren der Hauptstadt an. In einer bescheidenen Schenke mischt er sich unter die anwesenden Gäste und läßt sich von einem derselben, dem sein offenes Wesen wohlgefällt, verleiten, das Glück zu versuchen, und sein letztes Geld in die Lotterie zu setzen; es war ein Thaler. Was er angefangen, wenn er verloren, bedachte er nicht; der Zufall

begünstigte ihn. Er gewann 767 Livres, sechs Pfennig, eine Zahl, die ihm niemals aus dem Gedächtniß verschwunden ist. Mit diesem Schatz kaufte er sich eine Uhr, ein einfaches Kleid und einige Luxusgegenstände. Sechzig Jahre später, da er in seinem Wagen an der Schenke vorbei fuhr, stieg er ab, betrat dasselbe Zimmer und begegnete mehreren jungen Landsleuten, die, wie er einst, nach Paris gezogen waren, um ihr Glück zu machen. Er setzte sich zu ihnen, und indem er sie mit der ihm eigenen Herzensgüte über ihre Heimath und ihr Beginnen ausfragte, erzählte er ihnen seine eigene Geschichte, sein Spiel, seine Arbeiten, seine Glücksbahn, seinen Ruhm, und setzte bei: „Macht's wie ich, und es wird gehen; aber vergeßt nicht, in der Folge niemals wieder zum Spiel zurückzukehren!"

Er starb in Folge einer nur wenige Tage dauernden Pleuro-Pneumonie in seinem 80. Lebensjahre. Um die Leiche dieses Ehrenmannes reihte sich, was Paris an ausgezeichnetsten Männern besitzt. Die ganze mediciniſche Facultät, deren Dekan er früher war, die Schüler der mediciniſchen Schule, die Akademie, die Gesellschaft der praktiſchen Arzneikunde und ein zahlreiches Publikum begleiteten seinen Leichenzug bis zur letzten Stätte, wo Pariset, Serrurier und der dermalige Dekan Orfila rührende Abschiedsreden hielten (ſ. Journal des Debats 1837. April 2.). Dubois, nach seiner Ankunft in Paris, machte schnell seine Studien; in einem Alter von dreißig Jahren war er Professor in dem chirurgiſchen College; in seinem vierzigsten Jahre begleitete er Napoleon nach Aegypten, als berühmter Gelehrter; 1811 entband er die Kaiserin Marie Louise, der Kaiser ernannte ihn zum Professor an der mediciniſchen Fakultät und zum Reichsbaron; hernach ward er Dekan, Offizier der Ehrenlegion, Mitglied der Akademie der Medicin und Präsident der Gesellschaft für praktiſche Arzneikunde. Was ihn aber während dieses glänzenden Lebenslaufes mehr noch als sein Wissen und seine Gelehrsamkeit seinen Mitbürgern theuer und der Nachwelt verehrungswürdig gemacht, ist, daß er seiner Her-

kunft stets eingedenk, einfach, gut und menschlich liebevoll geblieben ist. Es ist, in dem großen Strudel von Eigensucht und Verderbniß, ein erquickender Ruhepunkt, wenn man auf einen Mann wie Dubois blickt, der, mit allen Glücksgütern gesegnet, vierzig Jahre hindurch den Armen, den Hülfsbedürftigen vier Stunden alltäglich opfert und ihnen mit Rath und That an die Hand geht. Dieser wahren Tugend flossen die aufrichtigen Thränen, die an seinem Grabe geweint wurden; denn, wie Alle seinen Geistesreichthum bewunderten, so neigten sie sich ehrfurchtsvoll vor einer Hingebung, die sich niemals verläugnet hat. Gleich ausgezeichnet als Mensch und Gelehrter zählt er in der gegenwärtigen mediciniſchen Generation Frankreichs nur Schüler und Freunde *).

*) Wir bedauern, daß uns bisher noch keine Würdigung seiner Leistungen zu Gesicht gekommen ist, die hier gewiß ungern vermißt wird. D. Hgbr.

II.

Novellen, Skizzen und Rechtsfälle.

Der junge Arzt.

Von

Dr. Woldemar Seyffarth *).

Vor dreißig und einigen Jahren saß ein junger Mann, der seit Kurzem als ausübender Arzt sich in London niedergelassen und Namen und Beruf an die Hausthür angeschlagen hatte, eines späten Decemberabends in seiner kleinen Unterstube neben dem hellen Kaminfeuer. Die Nacht war kalt, in plätschernden Tropfen schlug der Regen an's Fenster, und der Wind heulte im Schornstein. Der junge Arzt hatte sich den ganzen Tag durch Dick und Dünn herumgetrieben, fühlte sich deshalb doppelt gemächlich in dem warmen Schlafrocke und den bequemen Pantoffeln, und gab, halb wachend, halb schlummernd, seinen unsteten Gedanken Audienz. Erst lauschte er dem Regen und dem Winde und bedachte, wie unfreundlich die scharfen, kalten Tropfen ihm in's Gesicht schlagen würden,

---

*) Nacherzählt den eigenen Worten des Arztes, gegen dessen Wahrhaftigkeit kein Zweifel besteht und der seit dem die Erzählung begründenden Vorfall einer der geachtetsten Aerzte Londons geworden ist.

wenn er nicht gemächlich daheim säße beim Kaminfeuer. Dann trat er im Geiste die jährliche Weihnachtsreise in die Heimath an und zu seinen liebsten Freunden; er bedachte, wie sie sich alle freuen werden, ihn wieder zu sehen, und wie glücklich es Rosa machen werde, wenn er ihr sagte, daß er endlich einen Patienten bekommen, daß er gerechte Hoffnung habe, deren mehr zu bekommen, und daß er sich bald einfinden werde, sie heimzuholen, um dann nicht mehr einsam am Kaminfeuer zu sitzen, sondern in ihrem Blicke Aufmunterung zu lesen zu immer neuem Eifer. Dabei verlangte ihn, zu errathen, wer wohl sein erster Patient sein, wann er bei ihm anklopfen, und ob er ihn herstellen, oder ob es ihm vielleicht aus besonderer Fügung der Vorsehung beschieden sein werde, nie einen Patienten zu bekommen. Und dann dachte er wieder an Rosa und schlummerte ein und träumte von ihr, bis er den eigenthümlichen Wohllaut ihrer lustigen Stimme vernahm und ihre kleine, weiche Hand auf seiner Schulter fühlte.

Es lag eine Hand auf seiner Schulter, doch war sie weder klein noch weich, sondern das beträchtliche Eigenthum eines wohlgenährten, dickköpfigen Waisenhausknaben, welchen der Kirchspielvorsteher gegen freie Kost und einen Wochenlohn von einem Schilling dem jungen Arzte vermiethet hatte, seine Arzneien und seine Botschaften auszutragen, der aber, weil jene nicht in Nachfrage und diese nicht vonnöthen waren, seine ganze freie Zeit — ungefähr vierzehn Stunden täglich — damit zubrachte, Pfeffermünze zu destilliren, seines Leibes zu pflegen und zu schlafen.

„Herr Doctor, eine Dame! eine Dame, Herr Doctor!" raunte der Bursche seinem Herrn zu, indem er ihn etwas unsanft schüttelte. „Was für eine Dame?" rief der junge Arzt, rasch auffahrend, halb ungewiß, ob sein Traum Täuschung, und halb vermuthend, daß die Angemeldete Rosa sei; „was für eine Dame? und wo, wo?" — „Da, dort!" versetzte der Bursche, auf eine Glasthür zeigend, welche nach dem

chirurgischen Zimmer führte, und mit einem Ausdrucke von Angst in Miene und Gebehrde, wie solcher wohl die Folge einer ersten Patientenerscheinung sein konnte. Aber auch der junge Arzt schauderte unwillkürlich, als er den unerwarteten Besuch erblickte. So nahe der Thür, daß ihr Gesicht fast die Glasscheibe berührte, stand eine ungewöhnlich große Frau, in tiefer Trauerkleidung. Der Obertheil ihres Körpers war sorgsam in einen schwarzen Shawl gehüllt, und ein dichter schwarzer Schleier bedeckte das Gesicht. Sie stand kerzengerade, offenbar in ihrer vollen Größe, und obgleich der junge Arzt fühlte, daß die Augen unter dem Schleier auf ihm hafteten, verrieth doch keine Bewegung, kein Zucken, daß sie ihn sich nähern sah.

„Sie wünschen mich um Rath zu fragen?" redete der junge Arzt, nicht ohne einiges Bangen, die Gestalt an, nachdem er die Thür aufgethan, und da diese gegen ihn sich öffnete, war die Gestalt zu keiner Veränderung ihres Standpunktes genöthigt; auch blieb sie regungslos. Der Arzt wiederholte seine Frage, und wie zum Zeichen der Bejahung senkte jene jetzt den Kopf. „So bitte ich einzutreten," sagte der Arzt. Die Gestalt trat einen Schritt vor, wendete dann den Kopf nach dem dicken Laufburschen hin und schien, während diesen ein kalter Schauer überrieselte, in ihrer Bewegung zu stocken. „Geh hinaus, Tom!" befahl der Arzt dem ihn anklotzenden Burschen; „zieh den Vorhang zu und schließ die Thür." Der Laufbursche that, wie ihm geboten, zog einen grünseidenen Vorhang über das Glasfenster, verfügte sich in das chirurgische Zimmer und schloß die Thür, kniete dann aber ungeheißen nieder, um ohne Verzug sein rechtes Auge mit dem Schlüsselloche in Berührung zu bringen. Der junge Arzt rückte inzwischen einen Stuhl an's Kamin und machte die Pantomime der Bitte, Platz zu nehmen. Die geheimnißvolle Gestalt näherte sich langsam, und bei dem hell auf ihren schwarzen Anzug fallenden Feuerscheine sah jener, daß der untere Rand des Kleides von Schmutz und Wasser triefte.

„Sie sind sehr naß," sagte er. „Das bis ich," versetzte die Fremde mit hohler Stimme. „Und Sie sind krank?" fragte der Arzt, voll Mitleid für eine Frau, deren Ausdruck heftigen Schmerz verrieth. „Ich bin sehr krank," war die Antwort, „nicht körperlich, sondern geistig. Nicht um meinetwillen komme ich zu Ihnen. Wäre Krankheit des Körpers mein Leiden, so würde ich allein, zu dieser Stunde, in solcher Nacht nicht aus sein, und fühlte ich vier und zwanzig Stunden später mich zum Tode krank, Gott weiß, wie gern ich mich niederlegen und ihn bitten würde, mich sterben zu lassen. Nein, für einen Andern flehe ich Sie um Beistand, Herr Doctor. Es mag Wahnsinn sein, daß ich für ihn darum bitte — ich glaube, es ist Wahnsinn; aber Nacht für Nacht, in den langen, traurigen Stunden des Wachens und Weinens hat der Entschluß mich nie verlassen; und obgleich ich einsehe, daß menschliche Hülfe für ihn verloren ist, so macht doch der bloße Gedanke, ihn selbst ohne einen Versuch in's Grab zu betten, mir das Blut erstarren."

Ein Schauder, wie keine Verstellung ihn zu erkünsteln vermag, zuckte bei diesen Worten über die Gestalt der Sprechenden, und in ihrem ganzen Wesen lag ein Ernst der Verzweiflung, der dem jungen Manne das Herz krampfhaft zusammendrückte. Er war noch Neuling in seinem Berufe, hatte von dem Elende, das allen Aerzten täglich vor Augen tritt, noch nicht genug gesehen, um gegen menschliches Leiden verhältnißmäßig abgestumpft zu sein. „Wenn der Kranke, von dem Sie sprechen," sagte er, hastig aufstehend, „so ohne Hoffnung darnieder liegt, ist jede Minute kostbar. Ich werde Sie unverweilt begleiten; doch — haben Sie sich bereits ärztlichen Rathes bedient?" „Nein," antwortete die Fremde, wehmüthig die Hände faltend, „es wäre früher nutzlos gewesen — es ist auch jetzt nutzlos."

Der junge Arzt starrte den schwarzen Schleier an, gleich als wolle er die darunter verborgenen Züge entziffern, aber der

Schleier war zu dicht. „Sie sind krank," entgegnete er mit sanfter Stimme, „Sie sind es, ohne es zu wissen. Das Fieber, das Ihnen die Kraft gab, die Anstrengung nicht zu empfinden, welcher Sie offenbar sich unterzogen haben, brennt jetzt in Ihren Adern. Trinken Sie das," fuhr er fort, ihr ein Glas Wasser füllend; beruhigen Sie sich und sagen Sie mir dann, so gefaßt wie möglich, woran der Kranke leidet und seit wie lange er gelitten hat. Ich muß das wissen, wenn mein Besuch ihm nützen soll, und dann lassen Sie uns unverzüglich gehen."

Die Fremde führte das Glas zum Munde, ohne den Schleier zu heben, setzte es aber unberührt nieder und brach in Thränen aus. „Ich weiß," schluchzte sie laut, „daß, was ich Ihnen jetzt zu sagen habe, Ihnen Fieberwahnsinn dünken muß. Man hat mir das bereits angedeutet, wiewohl minder freundlich als Sie. Ich bin nicht jung, und man behauptet, je näher das Leben seinem Schlusse komme, desto theurer werde dem Menschen der letzte, kurze, in den Augen Anderer werthlose Ueberbleibsel, theurer als alle vergangenen Jahre, obschon an sie die Erinnerung sich knüpft an alte, längst verstorbene Freunde, und an jüngere, vielleicht an Kinder, die von uns abgefallen sind und uns so ganz vergessen haben, als wären sie auch gestorben. Das natürliche Ziel meines Lebens kann nicht über viele Jahre hinaus stehen, und das Leben sollte mir also lieb sein. Aber ohne Seufzer — mit Freuden — mit Entzücken wollte ich es von mir legen, wäre das, was ich Ihnen jetzt zu sagen habe, unwahr oder eingebildet. Er, von dem ich spreche — ich weiß das, obgleich ich gern ein Anderes glauben möchte — er wird morgen früh außer dem Bereiche menschlicher Hülfe sein, und dennoch, wiewohl er in tödtlicher Gefahr schwebt, dürfen Sie ihn heute nicht sehen, könnten Sie ihn heute nicht retten."

„Ich will Ihren Kummer nicht vermehren," erwiederte der junge Arzt nach einer kurzen Pause, „und enthalte mich

daher über das, was Sie so eben geäußert haben, jeder Bemerkung. Auch verlange ich nicht Mittheilung eines Geheimnisses, das, wie es scheint, Sie absichtlich zu bewahren wünschen. Doch liegt ein Widerspruch in ihren Worten, den ich selbst mit der Wahrscheinlichkeit nicht zu einigen vermag. Er, von dem Sie sprechen, kämpft diese Nacht mit dem Tode, und ich darf ihn nicht sehen, während mein Beistand ihm vielleicht nützen könnte. Morgen, vermuthen Sie, wird jede menschliche Hülfe nutzlos sein, und dann, scheint es, wünschen Sie, daß ich ihn sehe. Ist er Ihnen wirklich so werth und lieb, wie Ihre Worte, wie Ihr ganzes Benehmen es andeuten, warum nicht sein Leben zu retten suchen, ehe Verzug und fortgeschrittene Krankheit es unmöglich machen?" — „So helfe mir Gott!" rief die Fremde, heftig weinend. „Wie kann ich hoffen, daß Andere mir glauben sollen, was mir selbst unglaublich ist! Sie wollen ihn also nicht sehen?" fragte sie, rasch aufstehend. „Das habe ich nicht gesagt," entgegnete der Arzt; „allein das muß ich Ihnen sagen, daß, wenn Sie bei dieser — außergewöhnlichen Verzögerung verharren und er, von dem Sie sprechen, sterben sollte, Sie eine furchtbare Verantwortung trifft." — „Die Verantwortung wird irgendwen schwer treffen," erwiederte die Fremde, „die mich treffende werde ich im Stande sein zu tragen." — „Mir," versetzte der Arzt, „kann, weil ich Ihrem Wunsche mich füge, keine zur Last fallen. Ich will also den, von dem Sie sprechen, morgen früh besuchen. Lassen Sie mir seine Adresse, und um welche Stunde soll ich kommen?" — „Um neun," antwortete die Fremde. — „Verzeihen Sie eine zweite Frage," fuhr der Arzt fort; „befindet er sich jetzt unter Ihrer Pflege?" — „Nein," war die Antwort. „Gesetzt also," sagte Jener, „ich gebe Ihnen Anweisung, wie Sie ihn während dieser Nacht behandeln sollten, Sie könnten davon keinen Gebrauch machen?" Ein abermaliges Nein war die von einem heftigen Thränenstrom begleitete Antwort.

Ueberzeugt von der Fruchtlosigkeit des Versuchs, durch fortgesetztes Gespräch sich genügendere Auskunft zu verschaffen, und in der Absicht, das Gefühl der Fremden zu schonen, das, Anfangs mit Gewalt unterdrückt, jetzt unwiderstehlich hervorbrach, erneuerte der junge Arzt sein Versprechen, sich am folgenden Morgen um die bestimmte Stunde einzufinden, erhielt die Adresse nach einem entlegenen Theile von Walworth, und sah dann die Fremde das Haus eben so geheimnißvoll verlassen, wie sie es betreten hatte.

Es ist leicht zu glauben, daß ein so seltsamer Besuch im Gemüthe des jungen Arztes einen tiefen Eindruck hinterließ, und daß er lange und eben so lange vergebens die vorwaltenden Umstände sich zu erklären suchte. Gleich vielen Andern hatte auch er von einzelnen Beispielen gehört und gelesen, wo ein Vorgefühl des Todes den letzten Tag, ja die letzte Minute voraus verkündet, und die Prophezeihung sich erfüllt hat. Einen Augenblick war er geneigt, den gegenwärtigen Fall dahin zu zählen; doch dann fiel ihm bei, daß alles diesfalls Gehörte und Gelesene immer nur von solchen gegolten, die ihren eigenen Tod vorausgesehen, und die Fremde hatte ja nicht von sich, hatte von jemand anders, von einem Manne gesprochen. Es war nicht anzunehmen, daß ein bloßer Traum, eine bloße Verirrung der Phantasie ihr Veranlassung gegeben haben sollte, von seiner nahen Auflösung mit so furchtbarer Gewißheit zu sprechen. Oder sollte es im Plane sein, morgen früh Jemand zu ermorden, die Frau darum wissen, durch einen Eidschwur sich zum Schweigen verpflichtet haben, jetzt Reue fühlen, und unfähig, die That zu hindern, doch vielleicht durch den schnellen Beistand ärztlicher Kunst den Tod des Schlachtopfers verhüten wollen? — Unsinniger Einfall, sagte der junge Arzt zu sich selbst, so etwas in der nächsten Umgebung der Hauptstadt, in einer Entfernung von kaum zwei Meilen zu vermuthen! — Und er verwarf die Minuten lang genährte Idee und kam wieder auf seine ursprüngliche Meinung zurück, daß

der Verstand der Fremden gelitten habe. Die Unmöglichkeit, das anscheinende Räthsel auf andere Art einigermaßen genügend zu lösen, verwandelte bald seine Vermuthung in Ueberzeugung, obschon es während der langen, schlaflosen Nacht, wo er sich vergebens abmühte, den schwarzen Schleier aus seinen Gedanken zu verbannen, an immer neuen, widersprechenden Zweifeln keineswegs fehlte.

Früh am folgenden Morgen begab der junge Arzt sich auf den Weg nach Walworth. Noch heutzutage ist der von London entlegenste Theil dieses Ortes ein elender, aus vereinzelten Häusern bestehender Platz, aber vor dreißig und einigen Jahren war das Ganze kaum besser als eine traurige Wüstenei, wo nur wenige, und nur Menschen von zweideutigem Charakter wohnten, die entweder zu arm waren, um in einer bessern Nachbarschaft sich anzusiedeln, oder deren Lebensweise und Lebenserwerb gerade diese Einsamkeit ihnen besonders lieb und angenehm machten. Von den Häusern, die jetzt nach allen Richtungen hin sich zeigen, sind die meisten erst seit den letzten Jahren entstanden, und von denen, die damals in unregelmäßigen Zwischenräumen existirten, war die bei Weitem größere Zahl von der rohesten Bauart und der erbärmlichsten Einrichtung.

Ein solcher Ort war schlecht geeignet, den jungen Arzt bei seiner Wanderung aufzuheitern, oder auch nur das bange, trübe Gefühl zu bewältigen, welches der seltsame Besuch des vergangenen Abends in ihm geweckt hatte. Die ihm angegebene Richtung führte ihn von der Hauptstraße auf krummen, oft abgebrochenen Querpfaden über eine sumpfige Gemeindetrift; hier und da eine durchlöcherte, in Trümmer fallende Hütte, ein verkrüppelter Baum oder ein Wassertümpel, der in Folge des letzten starken Nachtregens sich in einer Art langsam kriechender Bewegung zu befinden schien, zeigte sich gelegentlich am Fußpfad, und hier ein armes Stück Gartenland mit ein paar morschen, zu einer Sommerwohnung zusammenge-

schlagenen Brettern, dort ein altes Pfahlwerk, mühselig ausgebessert mit einigen, aus den benachbarten Hecken gestohlenen Stöcken, gaben, wie von der Armuth der Bewohner, so von der Gewissensleichtigkeit, mit welcher sie das Thema vom fremden Eigenthume behandelten, vollgültiges Zeugniß. Bisweilen trat ein schmutziges Weibsbild vor die Thüre einer noch schmutzigeren Hausflur, um entweder den Inhalt eines Geschirrs auszugießen oder einem kleinen, baarfüßigen Mädchen nachzuschreien, das mit einem ziemlich gleich großen, blaß und schmutzig aussehenden Kinde auf dem Arme sich ein halbes Dutzend Schritte weit von der Thür entfernt hatte. Mit diesen Ausnahmen war Alles still und leblos, und der kalte, feuchte Nebel, der jede Fernsicht versperrte, diente nur dazu, die Einöde noch einsamer zu machen.

Nach einer Menge bald widersprechend, bald ungenügend, häufig aber gar nicht beantworteter Fragen, und nachdem er knöcheltief durch Schlamm und Schmutz sich matt und müde gewadet, stand der junge Arzt endlich vor dem Hause, das ihm als der Ort seiner Bestimmung angedeutet worden. Es war ein kleines, niedriges Gebäude mit einem Stockwerk, seinem Aeußern nach öder und verdächtiger als irgend eines, an dem er vorüber gekommen. Hinter dem einzigen Fenster des Stockwerks hing ein alter, gelber, dicht zugezogener Vorhang, und die Fensterladen des Erdgeschosses waren zwar zugemacht, aber nicht verschlossen. Uebrigens stand das Haus ganz allein und so, daß von ihm aus kein anderes zu sehen war. Der junge Mann verweilte erst einige Augenblicke vor dem Hause und ging dann einige Schritte um dasselbe, ehe er den Muth fassen konnte, anzuklopfen. Und Niemand darf ihn deshalb der Hasenherzigkeit beschuldigen. Die Londoner Polizei war damals sehr verschieden von dem, was sie jetzt ist; Bauluft und Sinn für Verschönerung hatten die Vorstädte noch nicht eng mit der Hauptstadt verbunden; in vielen, und ganz vorzüglich in Walworth, sammelten sich die schlechtesten, verwor-

fensten Menschen, und während selbst die lebhaftesten Straßen Londons nur dürftig erleuchtet waren, blieben die Vorstädte blos der Gnade des Mondes und der Sonne empfohlen. In natürlicher Folge war es den Verbrechern leicht, sich hier zu verbergen, den Dienern der Gerechtigkeit schwer, sie hier zu entdecken, und das von täglicher Erfahrung genährte Bewußtsein verhältnißmäßiger Sicherheit vermehrte mit der Zahl auch die Kühnheit der Verbrechen. Alles dies war dem jungen Arzte bekannt, dazu kam, daß er längere Zeit in den öffentlichen Heilanstalten Londons gearbeitet, und, obgleich weder Burke noch Bishop damals schon ihre fürchterliche Berühmtheit erlangt, doch von den Gräueln, welchen Ersterer seitdem seinen Namen gegeben, mehr als genug gesehen hatte, um von der Leichtigkeit überzeugt zu sein, mit welcher sie verübt werden konnten. Sei es, daß dies oder sonst etwas ihn zögern machte, er besann sich wenige Augenblicke. Dann gewann sein starker Geist und sein persönlicher Muth das Uebergewicht, rasch trat er an die Thüre und klopfte leise an. Sogleich vernahm er ein halblautes Flüstern. Es klang, als ob Jemand von der Flur aus zu Jemand die Treppe hinauf spräche. Dann hörte er ein Paar schwere Stiefeln über die ungedielte Hausflur schleifen. Jetzt wurde die Kette von der Thür weggenommen, die Thür geöffnet und ein hoher, fatal aussehender Mann sichtbar, dem dickes schwarzes Haar über die Schultern hing, und dessen blasses, hageres Gesicht weniger einem Lebenden als einem Todten anzugehören schien. „Treten Sie ein," sagte der Mann mit gedämpfter Stimme. Der Arzt that es; jener hing wieder die Kette ein und führte ihn dann nach einer engen Unterstube am Ende der Hausflur. „Komme ich zeitig genug?" fragte der Arzt. „Zu zeitig," antwortete der Andere, und unwillkührlich hemmte der junge Arzt den Schritt in einem Gefühle des Erstaunens und der Ueberraschung, das er nicht zu beherrschen vermochte, obgleich er es gern unterdrückt hätte. Auch schien der Andere den Grund seiner

Bewegung zu errathen. „Wenn Sie hier eintreten wollen," sagte er mit grinsendem Lächeln, „so gebe ich Ihnen mein Wort, Herr Doctor, Sie sollen keine fünf Minuten aufgehalten werden. Unverzüglich trat der junge Arzt ein. Der Mann verließ ihn und schloß die Thüre.

Das Gemach, in welchem sich der Arzt befand, war eng und kalt, zwei Stühle und ein Tisch von weichem Holze das einzige Geräthe. In dem mit keinem Vorsetzer versehenen Kamine brannte eine Handvoll Feuer, das nicht sowohl zum Wärmen, als zum Flüssigmachen der Feuchtigkeit diente; in langen kanalähnlichen Streifen rieselte das Wasser an den Wänden nieder. Das einzige Fenster, halb zerbrochen, halb verklebt, ließ in einen kleinen Hof blicken, der fast ganz unter Wasser stand. Weder in noch vor dem Hause das geringste Geräusch. Mit etwas schneller klopfenden Pulsen setzte der Arzt sich neben den Kamin, hier den Erfolg seines ersten ärztlichen Besuchs zu erwarten. Er hatte nur kurze Zeit gesessen, als er etwas rumpeln hörte. Es klang, als nähere sich ein Fuhrwerk. Jetzt stand es still, die Hausthür wurde geöffnet, mehrere Stimmen sprachen leise durch einander, Fußtritte schlürften längs der Flur und klapperten die Treppe hinauf; es war, als ob zwei oder drei Männer etwas Schweres in's obere Stockwerk trügen. Bald nachher verrieth das Knarren der Treppe, daß die Angekommenen wahrscheinlich ihr Werk verrichtet und das Haus verließen. Die Thür wurde wieder geschlossen, und es war wieder so still wie vorher.

Nach Verlauf weiterer fünf oder sechs Minuten stand der Arzt im Begriff, das Zimmer zu verlassen und Jemand im Hause aufzusuchen, dem er die Ursache seiner Anwesenheit mittheilen könne, als die Zimmerthür aufging und sein Besuch von gestern Abend eintrat, genau in derselben Kleidung, und, wie gestern, im schwarzen, tief über's Gesicht fallenden Schleier. Ein Wink mit der Hand forderte ihn auf, zu folgen. Das Schweigen und die ungewöhnliche Höhe der Gestalt erregten

in ihm den momentanen Gedanken, daß die Eingetretene ein verkleideter Mann sei; aber das heftige Schluchzen, das unter dem Schleier hervorbrach, und die krampfhaften Zuckungen des Schmerzes, welche die ganze Gestalt erschütterten, bewiesen sofort das Thörichte der Vermuthung, und ohne Verzug folgte er.

Die Fremde führte ihn die Treppe hinauf nach dem Vorderzimmer, blieb an der Thüre stehen und winkte ihm einzutreten. In dem Zimmer stand eine alte Lade, ein paar Stühle und eine Bettstelle ohne Vorhänge mit einer gewirkten Decke. Durch den von außen bemerkten Vorhang war das Licht so gedämpft, daß der Hauptgegenstand, der bald die ganze Aufmerksamkeit des jungen Arztes beschäftigen sollte, sich ihm erst zeigte, als die Fremde mit dem Ausdrucke des wildesten Schmerzes an ihm vorüberstürzte und sich neben dem Bette auf die Kniee warf. Ausgestreckt, in einen linnenen Umschlag gehüllt und mit wollenen Tüchern bedeckt, lag hier eine menschliche Gestalt, steif und ohne Regung. Kopf und Gesicht, offenbar die eines Mannes, waren unbedeckt, eine Binde ausgenommen, die über den Kopf und unter dem Kinn wegging. Die Augen waren geschlossen, der linke Arm ruhte schwer auf dem Bett, und die herabhängende Hand hielt die Fremde gefaßt. Der Arzt schob sie sanft bei Seite und nahm die Hand aus der ihren in die seinige. „Großer Gott!" rief er, indem er die ergriffene unwillkührlich fallen lies, „der Mann ist ja todt!"

Augenblicklich sprang die Frau auf, schlug ihre Hände zusammen und schrie mit den Lauten des Wahnsinns und der Verzweiflung: „Nicht so, sagen Sie das nicht! Ich kann's nicht tragen, bei Gott, ich kann's nicht! Menschen sind in's Leben zurückgebracht worden, die man für todt gehalten, und Menschen sind gestorben, die durch geeignete Mittel hätten wieder belebt werden können! O, lassen Sie ihn nicht hier liegen, nicht hier verscheiden, ohne einen, einen einzigen

Versuch, ihn zu retten! In dieser Sekunde vielleicht reißt das Leben sich los! Um Gottes — Gotteswillen, nur einen einzigen Versuch!" — So rufend, rieb sie mit zitternder Hast erst die Stirne, dann die Brust der entseelten Gestalt und drückte die kalten Hände zwischen den ihrigen. Aber kaum ließ sie die Hände los, so fielen sie schlaff und schwer auf die Bettdecke zurück.

Der Arzt hatte inzwischen seine Hand auf des Mannes Brust gelegt und sagte jetzt besänftigend: „Ich fürchte, es ist Alles vergebens. Doch halt!" fuhr er schnell fort, indem er seine Hand wegzog, „den Vorhang dort auf!" — „Warum," hauchte die Frau und bebte. „Den Vorhang dort auf!" wiederholte der Arzt gebieterisch. Die Frau stand bewegungslos. Aber so wie der Arzt den Fuß hob, sich dem Fenster zu nähern, stürzte sie vor ihm nieder, umklammerte seine Kniee und sagte: „Ich habe das Zimmer absichtlich verdunkelt; o haben Sie Barmherzigkeit mit mir! Und wenn es nutzlos, wenn er wirklich kalt und todt ist, so lassen Sie die Leiche unentblößt." — „Dieser Mann ist weder eines natürlichen, noch eines leichten Todes gestorben," versetzte der Arzt; „ich muß den Körper sehen!" — Und ehe die Frau es zu verhindern vermochte, riß er den Vorhang weg; das volle Tageslicht fiel in's Zimmer, und der Arzt trat an's Bett zurück. „Hier ist Gewalt geübt worden!" sagte er nach einer kurzen Pause, indem er auf den Leichnam wies und einen durchdringenden Blick auf das Gesicht warf, welches jetzt zum ersten Mal der schwarze Schleier nicht bedeckte.

In der Aufregung des vorhergegangenen Moments hatte die Frau Hut und Schleier von sich geworfen und stand jetzt dem Arzte gegenüber, Auge in Auge. Sie mochte ungefähr funfzig Jahre alt und ihr Gesicht mußte einst schön gewesen sein; Kummer und Thränen hatten Furchen darin gezogen, wie die Zeit allein sie nimmer hätte ziehen können. Die Farbe war todtenbleich, die Lippen zuckten krampfhaft, und ein

unnatürliches Feuer loderte in den Augen: es war deutlich, daß Körper und Geist unter einer ungeheuern Last von Elend erlagen. „Hier ist Gewalt verübt worden!" wiederholte der Arzt, ohne den forschenden Blick abzuziehen. — „So ist es!" antwortete die Frau. — „Dieser Mann ist ermordet worden!" rief der Arzt. — „Ja bei Gott, den ich zum Zeugen anrufe, das ist er," schrie die Frau in durchbrechender Leidenschaft; „mitleidslos, unmenschlich ist er gemordet worden!" — „Und von wem," versetzte der Arzt, die Frau beim Arme fassend. — „Schau auf das Wahrzeichen des Schlächters und dann frage mich!" erwiederte sie mit klangloser Stimme. — Der junge Arzt beugte sich über den Leichnam, der jetzt in vollem Lichte lag, und zog die Kopfbinde ab. Der Hals war geschwollen, ein blauer, schwarzgelber Streif umgab ihn. Die Wahrheit blitzte in dem Arzte auf, und mit Schauder sich wegwendend sagte er: „Das ist einer von den heute Morgen Gehenkten!" — „So ist es," sagte die Frau kalt vor sich hinstarrend. — „Und wer ist er?" fragte der Arzt. — „Mein — Sohn," — hauchte die Frau, und sank leblos zu Boden.

Die veranlassenden Umstände dieses schmerzlichen Ereignisses sind in wenigen Zeilen gesagt. Früh ihres Gatten beraubt und nur im Besitze eines kleinen Vermögens, hatte die Mutter des Unglücklichen oft gern die Nothwendigkeiten des Lebens gemißt, um ihn, ihr einziges Kind, den Liebling ihres Herzens, zu einem guten und tüchtigen Menschen zu bilden. Warmes Blut hatte ihn in schlechte Gesellschaft, diese zur Theilnahme an Verbrechen geführt. So starb er von der Hand des Henkers, seine Mutter mehrere Jahre später im Irrenhause.

Honorar-Prozeſs zweier Pariſer Aerzte mit einem engliſchen Lord.

Im Anfange des Winters 1837 ward in den Pariſer Salons von einem Prozeſſe viel geſprochen, der den Liebhabern der Mediſance reichen Stoff zu mannichfachen Verſionen geliefert hat. Es handelte ſich nämlich um zwei angeſehene und daſelbſt vielbeſchäftigte ausländiſche Aerzte, einen Preußen, den titul. Ober-Med.-Rath Dr. Koreff, der ſeit 1815 in Paris lebt, und einen Polen, Dr. Wolowski, der ſeit 1832 ſich daſelbſt niedergelaſſen, und die einer jungen und ſchönen Lady, der Gräfin Lincoln, Tochter des unermeßlich reichen Herzogs von Hamilton, Tage und Nächte hindurch ihre ganze Kunſt gewidmet hatten. Nach 5monatlicher Behandlung gelang es ihnen auch, dieſelbe von einem Nervenleiden (einer Art Idio-Somnambulismus) zu befreien, das mit mehrern eben ſo dramatiſchen als geheimnißvollen Nebenzufällen verwickelt war, und das ſowohl von engliſchen Aerzten, ſo wie von den wirklich unterrichtetſten und ſolideſten franzöſiſchen für unheilbar gehalten wurde. Ueber die Art und Weiſe der Herſtellung, ſo wie über die Krankheit ſelbſt, waren allerlei myſteriöſe Gerüchte verbreitet. Die Aerzte und die Umgebung der Patientin vereinigten ſich,

und ob hiezu der Heilungsprozeß oder die Ablösung Schuld war, blieb im Publikum zweifelhaft; allein ihre starke Spaltung trat bald in der Oeffentlichkeit hervor. In Rücksicht auf die großen Schwierigkeiten, welche die genannten Aerzte bis zu der Herstellung zu überwinden hatten, so wie auf ihre Kunst und Ruf, verlangten beide Aerzte ein Honorar von viermalhunderttausend Franken. Wir glauben nicht, daß jemals die Krankheit eines Königs so viel eingetragen habe, oder daß Hippokrates, Celsus und Galen zusammen sich ihre Visiten so theuer hätten bezahlen lassen. Der Gemahl dieser Kranken, Lord Lincoln, und ihr Vater, der Herzog Hamilton, glaubten hinreichend ihre Schuldigkeit abgetragen zu haben, indem sie bei ihrem Banquier für Dr. Koreff und Wolowski die Summe von 24,000 Franken einlegten. Beide Aerzte aber hielten diese Zahlung für eine Beschimpfung, und ließen Ihro Gnaden durch einen Häscher in dem Momente arretiren, wo sie in den Wagen steigen und Paris verlassen wollten. Nur durch Einlegung einer Caution konnten beide Lords ihre Freiheit erhalten. Diese abenteuerliche Begebenheit, welche Dr. Koreff in einem lithographirten Briefe in allen höhern Zirkeln möglichst bekannt zu machen suchte, ward nun der Gegenstand des Gespräches in allen Salons und Clubs von Paris. Dr. Koreff hatte allerdings bei seinem Verfahren den gesetzlichen Buchstaben für sich, aber die Sitte der Welt gegen sich. Er suchte seine bescheidene Forderung damit zu rechtfertigen, daß sein College täglich 20 Stunden (?) beim Bette der Kranken verweilt habe, und darüber jetzt wahrscheinlich erblinden würde (was aber, wie es sich später zeigte, keineswegs erfolgte), er selbst aber auch seine Gesundheit völlig zugesetzt und in der Zeit alle seine Patienten aufgegeben und verloren habe u. m. dergl. (Zur beiläufigen Schätzung dieser ärztlichen Forderung fügen wir hier die in der Hamburger Zeitschrift für die gesammte Heilkunde, Bd. 6, Heft 2, enthaltene Berechnung über die jährliche Summe des ärztlichen

Honorars in Paris, bei. Man hat es versucht, heißt es, die Totalsumme des den Pariser Aerzten jährlich gezahlten Honorars nach folgenden Annahmen zu berechnen. Paris zählt 800,000 Einwohner; es sterben jährlich 24,000 Kranke. Das ungünstigste Verhältniß ist Ein Todter auf 12 Kranke. Man muß daher die Zahl der Pariser Kranken jährlich auf das Zwölffache der Gestorbenen, mithin auf 288,000 annehmen. Von diesen werden 65,000 in den Spitälern behandelt; es bleiben daher 223,000 Kranke in ihren Wohnungen. Die mittlere Dauer der Krankheiten ist, nach statistischen Berechnungen, 30 Tage; multiplicirt man also diese 223,000 Kranke mit 30, so erhält man 6,669,000 Krankentage; und eben so viele Visiten zu zwei Franken, bringt eine Summe von 13,380,000 Franken. Hier sind die Visiten zu 5, 10 und 20 Fr., die Consultationen, die chirurgischen und geburtshülflichen Operationen u. s. w., die alle eine sehr bedeutende Summe tragen, nicht mit eingerechnet. Würden sich die 1400 in Paris praktizirenden Aerzte diese Summe zu gleichen Theilen theilen, so erhielte jeder ein Honorar von 9557 Fr. jährlich. — Beurtheilt man nach diesem Maßstabe die Forderungen der beiden obengenannten Aerzte, nämlich die Summe von 400,000 Fr. für eine halbjährige Behandlung, so verlangte jeder, selbst wenn er seine ganze Zeit auf diese eine Kranke verwendete, beiläufig so viel als 40 Aerzte durch's ganze Jahr im Durchschnitt verdienen.)

Im Pariser Figaro las man auch bald folgende Apothekerberechnung zweier Aerzte:

Lady L... lag an einem chronischen Uebel darnieder. Die Doctoren K... und W...i haben sie behandelt, und mehr oder weniger geheilt. Die Kranke behauptet, sie sei nicht geheilt, — die Aerzte behaupten, daß sie es vollkommen sei. Sie behauptet, sie leide, — die Doctoren sagen, daß sie nicht leide. Die Doctoren K... und W...i verlangen Jeder

200,000 Fr. als Honorar. Wir glauben, daß, wenn die Frau geheilt ist, Lord L... die 400,000 Fr. vielleicht zahlen kann, daß sie aber die Aerzte nicht verlangen sollen. Die böse Welt behauptet, daß die Rechnung folgendermaßen abgefaßt sei:

1. Für eine Reise, Visiten und Störung in den Stadtgeschäften	10,000
2. Für den Verdruß, den beiden Aerzten der Zustand verursachen mußte, in welchem sie Paris, beider Aeskulape beraubt, zurückließen . . .	10,000
3. Für die Gespräche über die Krankheit der Lady L.	10,000
4. Für das Denken daran bei Tag	10,000
5. Für das Denken des Nachts sammt Schlaflosigkeit	10,000
6. Durch Anstrengung und Nachtwachen hat Dr. K... seine Haare verloren. Die Haare desselben waren noch passable, man kann sie schätzen auf	5,000
7. Eine neue Perücke wurde nach der neuesten Art gemacht	5,000
8. Dr. W...i verlor die Zähne; ohne im guten Stand zu sein, waren sie doch etwas werth, er hätte sie nicht für 20,000 Fr. hergegeben; aber doch setzt er für sie nur an	10,000
9. Dr. K... hat seine Uhr verloren, — Dr. W...i 500 Fr. beim Ecarté	1,500
Summe .	400,000

Das Stillschweigen über Dinge, die man beiden Aerzten anvertraute, wäre schon an und für sich 400,000 Fr. werth.

Aehnliche Persiflagen erschienen auch noch in andern Tageblättern, und die Achtung der beiden Aerzte fing an in der öffentlichen Meinung zu sinken. Sie ließen darauf in der Gazette des Tribuneaux und in zweien andern Journalen folgenden Brief unterm 9. Nov. 1837. einrücken.

„Einige Tageblätter beschäftigen sich seit kurzer Zeit mit einer Forderung, die wir an den Herzog und die Herzogin von Hamilton und an Lord Lincoln bei Gelegenheit einer Kur gestellt haben, die wir an der Gräfin von Lincoln vorgenommen hatten. Wir wissen nicht, aus welchem Grunde eine Sache in das Publikum gekommen, die erst durch die gerichtliche Debatte bekannt werden sollte. Ungeachtet es uns sehr daran gelegen sein muß, daß diese Thatsache in ihrem wahren Licht erscheinen möge, so bedauern wir doch, daß die Presse, früher als sie sollte, die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Privatangelegenheit gezogen. Da aber dies einmal schon geschehen, so erheischt es unsere Pflicht, den Thatsachen ihren wahren Charakter zu geben. Man hat die ganze Sache, die für uns mehr eine Ehrenangelegenheit ist, mehr als eine Geldforderung, als eine Spekulation betrachtet. Man sprach die Zahl 400,000 Franken mit staunender Miene aus, ohne hinzuzufügen, daß diese Summe von uns selbst als übertrieben betrachtet, keinen anderen Zweck hatte, als die Sache vor die Tribunäle zu bringen, um dadurch nicht nur eine gehörige Geldentschädigung, sondern, woran uns am meisten gelegen war, eine Ehrenrettung zu erlangen, und zu verhindern, daß diese Angelegenheit nicht in ihrem Werden erstickt werde, welches geschehen wäre, wenn wir weniger gefordert hätten. Was die 24,000 Franken betrifft, die bei Herrn Laffite für uns deponirt sein sollen, so erklären wir, daß wir von dieser Summe erst seit der Zeit reden hörten, als der Prozeß schon im Gange war, und daß uns früher kein ähnliches Anerbieten gemacht wurde. Wir können nur wiederholen, daß wir unsere Forderung in keiner bestimmten Ziffer aussprechen, sondern es dem Gesetze überlassen, auszusprechen, wie viel wir für unsere Mühewaltung und thätige Hingebung mit vollem Rechte zu fordern haben. Was die Enthüllung von Geheimnissen betrifft, die man von unserer Seite bei dem Gerichtshof zu fürchten vorgiebt, so mögen Sie wissen, daß auch Aerzte ihre Pflichten

haben, daß wir diese Pflichten kennen, und auch niemals zu verletzen gesonnen sind.

St. Wolowski.
Koreff."

Dr. Wolowski soll auch noch seinerseits in die Hände seines Landsmanns, des Fürsten Adam Czartoryski, einen an den Herzog Hamilton gerichteten Brief niedergelegt haben, durch welchen er nicht nur jeder richterlichen Genugthuung in der bekannten Angelegenheit mit Lord Lincoln entsagt, sondern auch jedes Honorares überhaupt, worauf er Ansprüche hätte. Das Schreiben führt den Grund an, daß er seine Pflichterfüllung als Arzt und seine Stellung überhaupt auch nicht durch den geringsten Schein verdächtigen wollte.

Inzwischen hatte der Prozeß seinen gewöhnlichen Gang genommen, und es traten zwei höchst gewandte Sachwalter, Hr. Cremieux für die Aerzte und Hr. Berryer für die Verklagten vor die Schranken des Tribunals. Am 2. December war daselbst ein sehr zahlreiches Auditorium zu sehen, worunter gar viele vornehme Engländer und auch Lord Lincoln, der Gemahl der Patientin; der Herzog von Hamilton war bereits nach Edinburg zurückgekehrt. Hr. Berryer war Vertheidiger der Familie Hamilton, Herr Cremieux der des Dr. Koreff. Dr. Wolowski ließ durch einen Advokaten das Gesuch auf Verschiebung der Sache um 8 Tage einreichen, da sein Vertheidiger Herr Chaix d'Estanges nicht in Paris anwesend sei. Hr. Berryer trug in seiner Rede darauf an, 1) daß seinen Klienten die unbedingte Entsagung des Dr. Koreff von Amtswegen bescheinigt würde; 2) daß vor der Auszahlung der bei Hrn. Lafitte deponirten Summe von 24,000 Fr. beide Doctoren verurtheilt würden, dem Herzoge und der Herzogin von Hamilton und dem Grafen und der Gräfin Lincoln alle Dokumente, Noten und Schriften zurückzugeben, die sie von dem Herzoge und der Herzogin von Hamilton oder dem Marquis von Douglas in Händen

hätten; 3) daß die provisorisch verfügt gewesene körperliche Haft des Grafen von Lincoln und die Anordnung, die man in dieser Hinsicht einem Mitgliede des Tribunals durch Ueberraschung entlockt habe, für nichtig und vexatorisch erklärt würden; endlich 4) daß die Doctoren Koreff und Wolowki statt aller Entschädigung in die Kosten verurtheilt würden.

Hr. Cremieux, Vertheidiger des Hrn. Koreff, entgegnete: „Ich wundere mich sehr, daß man darauf besteht, dieser Sache ihren Fortgang zu geben. Vor wenigen Stunden wünschten wir uns noch Glück dazu, daß wir uns nicht gezwungen sähen, den Gerichtshof mit diesen Streitigkeiten zu unterhalten; wir rechneten darauf, daß ein auf gegenseitige Uebereinkunft gegründetes Zurücktreten den weiteren Erörterungen vor Gericht ein Ende machen würde. Seit dem Monat März behandelten die Doctoren Koreff und Wolowski die Lady Lincoln. Die englischen und schottischen Aerzte hatten sie nicht heilen können. Von dem Tage ab, wo die Doctoren die Lady Lincoln nicht mehr besuchten, hat sie auch keinen Anfall ihrer Krankheit wieder gehabt. Es hat also eine vollständige Heilung und zwar durch die beiden Aerzte stattgefunden. Die von dem Hrn. Koreff aufgesetzte Krankheitsgeschichte, und die Notizen, die als Materialien zu derselben gedient haben, würden, wenn der Gerichtshof die Vorlesung derselben beföhle, das Ernste der Krankheit und die beharrliche Sorgfalt der Aerzte beweisen. Einer von ihnen brachte regelmäßig 20 Stunden von 24, und der andere 16 bis 17 Stunden täglich bei ihr zu. Es handelt sich also nicht um eine ungewöhnliche Unpäßlichkeit. Der schon beendigte und dem Marquis von Villeneuve übergebene Theil des Journals enthält 450 Blätter; es bedürfte noch 150 anderer, um das Ganze zu vervollständigen. Man hat Ihnen so eben gesagt, daß die Familie Paris nicht verlassen, sondern nur einen Ausflug nach der Schweiz gemacht habe. Die Wahrheit ist aber, daß man die beiden Aerzte von der Rückkehr nicht in Kenntniß

gesetzt hatte, sie erfuhren durch Zufall, daß die Familie am nächsten Montag wieder nach England zurückkehren würde. Der Marquis von Villeneuve hat keinen Vorschlag wegen des Honorars gemacht; er hat nicht gesagt, daß 24,000 Fr. bei dem Hrn. Laffitte deponirt wären." — Hr. Berryer: „Hr. v. Villeneuve konnte die Summe nicht genau angeben, aber er hat allerdings von deponirtem Gelde gesprochen." — Hr. Cremieux: „Der Dr. Koreff sah sich genöthigt, zur Justiz seine Zuflucht zu nehmen, um das Entschlüpfen seines Schuldners zu verhindern. Der Befehl zur provisorischen Verhaftung ist nicht, wie man zu verstehen giebt, einem Justizmanne durch Ueberraschung entrissen, sondern er ist bei vollkommener Kenntniß der Sachlage von dem Präsidenten Debelleyme selbst ertheilt worden. Es ist dabei zu bemerken, daß Hr. Debelleyme die Verhaftung nicht für die Totalsumme von 400,000 Fr., sondern nur für 30,000 Fr. erlaubte. Die Forderung von 400,000 Fr. war, ich räume es ein, sehr übertrieben; und als der Graf Lincoln, nach seiner Verhaftung, in mein Kabinet geführt wurde, und ich erfuhr, daß er 24,000 Fr. bei dem Hrn. Laffitte deponirt habe und diese Summe bis auf 30,000 Fr. erhöhen wolle, sagte ich ihm sogleich, daß ich es auf mich nähme, diese Sache beizulegen, indem es unmöglich sei, daß sie sich unter Männern von Ehre nicht durch einen Vergleich sollte beendigen lassen. Aber man wollte Lärmen und Aufsehen. Die französischen und englischen Zeitungen sollten von dieser Sache wiederhallen; man hatte nur die Summe von 400,000 Fr. im Auge, ohne irgend einen andern Umstand zu berücksichtigen. Ich rechnete so gewiß auf einen Vergleich, daß, im Vertrauen darauf, der Dr. Wolowski einem Freunde der Familie Hamilton, dem Fürsten Adam Czartoryski, den schriftlichen Beweis seiner Verzichtleistung überreichte. Der Graf von Villeneuve, Sohn des Marquis, ist nach Edinburg abgereist, um den Herzog von Hamilton nach Paris zurückzubringen, der diese

Sache sicherlich gütlich beigelegt haben würde. Man verlangt jetzt unter Anderem von uns die Zurückgabe der Notizen, die zur Abfassung der Krankheitsgeschichte gedient haben. Hier muß man aber wohl unterscheiden: Wir haben uns verpflichtet, die Krankheitsgeschichte auszuhändigen: Hr. Koreff hat 450 Blätter übergeben, und er erbietet sich, auch den zweiten Theil zu liefern, der sich in den Händen des Dr. Wolowski befindet; aber ein anderes ist es mit den Notizen, nach denen jene Erzählung entworfen worden ist; sie sind das Eigenthum der Aerzte. Man hat gesagt, daß sie von der Hand des Vaters, der Mutter und des Bruders der Kranken wären; ich kann versichern, daß höchstens 15 bis 18 Blätter von einer anderen Hand als von der des Dr. Koreff sind. Es ist wahr, daß Hr. Koreff sich in einem Schreiben an den Advokaten der Gegner erboten hat, diese Papiere zu verbrennen; er will sich auch jetzt noch dazu verstehen, aber zur Herausgabe derselben kann er sich nicht verpflichten. Dies würde nur geschehen, wenn uns der Gerichtshof dazu verurtheilte, aber das wird er nicht, denn jene Papiere sind unser Eigenthum. Soll ich noch hinzufügen, daß Hr. Koreff in den Jahren 1834 und 1835 jener Familie ärztlichen Beistand geleistet hatte, und daß er nicht dafür bezahlt worden ist? Dies ist ein Umstand, den der Gerichtshof zu würdigen wissen wird. Es ist allerdings schön von Seiten der Aerzte, auf ein Honorar zu verzichten, aber es ist noch schöner von Seiten der Kranken, ihre Aerzte anständig zu bezahlen. Dies ist Alles, was ich für Hrn. Koreff zu sagen habe; ich bedaure nur, daß der Advokat des Hrn. Wolowski nicht zugegen ist, weil er mich durch seine Erklärungen unterstützt haben würde. — Der Präsident: „Es scheint, Hr. Cremieux, daß Sie noch einigen Anstand wegen der Verzichtleistung Ihres Klienten nehmen." — Hr. Cremieux: „Die Verzichtleistung ist unbedingt." — Der Präsident: „Wird dieselbe angenommen?" — Hr. Berryer: „Sie wird verweigert, aber wir

sind auch gern bereit, den Herrn Koreff von seiner Verzichtleistung zu entbinden."

In einer kurzen Replik erklärte Herr Berryer, daß man sich auf das Verbrennen der Papiere nicht einlassen könne. Dieselben enthielten nichts, worüber ein Mitglied der Familie Hamilton zu erröthen brauche, und man verlange deshalb ausdrücklich die Zurückgabe derselben. Er machte noch bemerklich, daß das Zurücktreten des Herrn Korreff nicht, wie man gern glauben machen wolle, durchaus freiwillig gewesen sei, denn am 23. November habe die Familie Hamilton die Gegenklage eingereicht, und erst am 29. November sei ihr notificirt worden, daß Herr Koreff seine Klage zurücknehmen wolle. Der Präsident bewilligte hierauf den Eingangs erwähnten Antrag des Dr. Wolowski und verschob die weiteren Verhandlungen auf acht Tage, wo alsdann Herr Chaix-d'Estanges plaidiren wird.

In der Sitzung des Tribunals am 9. d. M. kam zur Vertheidigung des Dr. Wolowski folgender interessanter Vortrag.

„M. H. Dieser Prozeß macht großes Aufsehen und hat eine lebhafte Aufregung hervorgerufen. Ich glaube aber nicht, daß er so vieles Aufhebens werth war, denn es scheint mir, daß derselbe, wenigstens vor Ihnen, auf die gewöhnlichsten Dinge hinausläuft, obgleich es allerdings wahr ist, daß dieser Rechtssache eine Frage zum Grunde liegt, die das Publikum und besonders die ehrenwerthen Männer, die die Heilkunst ausüben, interessiren muß. Für das Publikum fast eben so sehr, wie für Sie, ist es nothwendig, daß ich in Details, in Aufklärungen und Rechtfertigungen eingehe. Ich werde mich so kurz wie möglich zu fassen suchen. Die Gräfin von Lincoln, eine anmuthvolle, junge Dame, hatte seit mehreren Jahren ihre Gesundheit verloren. Ich sage Ihnen nichts von der Heftigkeit des Uebels; aber es hatte allen Arzneien, allen Bemühungen der Englischen und Schottischen Aerzte widerstanden. Nach

dreijährigen vergeblichen Kuren machte sich im Monat März d. J. die Gräfin Lincoln, in Begleitung ihrer Familie, auf den Weg nach Paris, um hier Hülfe für ihre Leiden zu suchen. Ein Arzt, dessen Name nichts zur Sache thut, ward gerufen; seine Bemühungen blieben aber ohne Erfolg. Die Krankheit hatte ihren höchsten Grad erreicht, die Patientin befand sich in einem verzweifelten Zustande, und der Tod schien nahe bevorstehend, als man am 24. März den Dr. Wolowski zur Hülfe rief. Wie fiel jene Familie gerade auf den Namen dieses Arztes, und wie ward er bei der Palientin eingeführt? Ich muß dies auseinandersetzen, denn es haben sich in dieser Beziehung die beleidigendsten Gerüchte verbreitet; man hat gewagt, den Hrn. Wolowski als einen Empiriker, als einen Charlatan darzustellen, der sich selbst eingeführt und um die Behandlung der Lady Lincoln durch Anpreisung unfehlbarer Heilmittel gebettelt habe. Die Sache verhält sich aber folgendermaßen: Der Dr. Wolowsky hatte den Marquis von Villeneuve, einen Freund der Hamilton'schen Familie, behandelt, als derselbe in einem schon vorgerückten Alter von der Cholera befallen ward. Nachstehendes ist das Original-Billet, welches die Gräfin von Lincoln mit zitternder Hand geschrieben hat: „„Schicken Sie Jemand ab, um mir ein kurzes Gespräch mit dem Retter des alten Marquis von V. zu verschaffen."" Auf diese Weise ward Hr. W. in die Familie eingeführt, und dies widerspricht wohl hinlänglich den gegen ihn verbreiteten verleumderischen Gerüchten. Herr W. hat zehn Jahre lang der Wohlthätigkeits-Gesellschaft in Warschau unentgeltlich als Arzt zur Seite gestanden. Der Eifer, den er dabei an den Tag legte, verschaffte ihm den Stanislaus-Orden. Als die Polnische Revolution ausbrach, ward er an die Spitze des Krankenwesens gestellt, und er ward nach und nach Ritter und Offizier des damaligen Militär-Verdienst-Ordens. In einer der letzten Schlachten gefährlich verwundet, ward er in dem Wagen des Fürsten Czartoryski nach Warschau zurückgebracht. Nach

Beendigung der Polnischen Revolution flüchtete sich der Dr. W. nach Paris. Er langte hier im Jahre 1832 an, als die Cholera gerade am heftigsten wüthete, und er entwickelte bei dieser Gelegenheit einen so großen Eifer, das ihm der Orden der Ehrenlegion verliehen und die Erlaubniß zur ärztlichen Praxis in Frankreich ertheilt wurde. Er erlangte bald einen bedeutenden Ruf und gewann sich in jeder Beziehung das Vertrauen seiner Patienten. Soll ich Ihnen jetzt etwas von der Krankheit der Lady Lincoln sagen? Ich sollte wohl in einige Details eingehen und Ihnen die Natur jener Krankheit schildern. Man hat in dieser Beziehung die unwürdigsten Dinge gesagt, und doch war das Uebel nur durch seine Heftigkeit und durch die Gestalt, die es angenommen hatte, so außerordentlich; sonst war es eine Krankheit, die man öffentlich eingestehen kann, denn sie ist für die Familie wohl ein Unglück, aber keine Schande. Die Kranke ward einer magnetischen Behandlung unterworfen und zeigte danach im Voraus die Stunden des Tages und der Nacht an, in denen die Krisen eintreten würden. Die Aerzte mußten fast immer zugegen sein, denn sobald die Krisis eintrat, mußten Bäder, Einreibungen, und alle zur Beruhigung der Kranken nothwendigen Mittel angewendet werden. Herr Wolowski ist fünf Monate lang nicht von dem Bette der Patientin gewichen, und auch der Dr. Koreff war fast beständig zugegen. Die Mitglieder der Hamilton'schen und Lincoln'schen Familie waren abwechselnd und eine besondere Wärterin beständig im Krankenzimmer. Man hat zu behaupten gewagt, daß trotz einer so sorgfältigen Behandlung die Kur ohne Wirkung geblieben sei, und daß die Lady Lincoln sich noch immer in demselben Zustande befinde. Gegen diese Behauptung muß ich hauptsächlich protestiren, und ich kann versichern, daß die Heilung der Gräfin Lincoln vollständig ist. Als der Doktor Wolowski am 24. März durch das eben erwähnte Billet zu der Kranken gerufen ward, befand sie sich in einem fast hoffnungslosen Zustande. Die bis dahin

herbeigerufenen Aerzte hatten ihr nicht zur Ader lassen wollen; Herr Wolowski that dies sogleich; die Krisen erneuerten sich zwar, aber sie gingen schneller vorüber, und am 24. April, gerade einen Monat nach jenem Aderlaß, schrieb die Gräfin von Lincoln ihm folgende Zeilen. „„Ich schreibe dem Herrn Wolowski dieses kleine Billet mit großem Vergnügen. Ich freue mich sehr, ihm selbst meine ganze Dankbarkeit für seine Güte gegen mich ausdrücken zu können. Ich werde seine Theilnahme und seine Sorgfalt niemals vergessen; er hat mir das Leben gerettet, und ich werde ihm meine Gesundheit verdanken. (gez.) Susanne Lincoln."" — Die Krisen kehrten wieder. Am 5. Mai, um 9 Uhr Abends, während die Kranke in einem magnetischen Schlafe lag, fragte der Dr. Wolowski sie, was man am folgenden Tage thun müsse. Sie sagte darauf: „„Wenn ich noch lebe, werde ich es Ihnen morgen früh sagen."" Diese Worte versetzten die ganze Familie in die größte Bestürzung. Am folgenden Morgen ließ man der Gräfin wieder zur Ader; gleich darauf kehrte die Besinnung zurück, und sie sagte zu Herrn Wolowski mit dem Tone der innigsten Dankbarkeit: „„Sie haben mich zum zweitenmale gerettet!"" — Die ganze Familie bewies dem Herrn W. ihre Erkenntlichkeit. Am Geburtstage der Gräfin Lincoln ließ die Herzogin von Hamilton dem Doktor ein kleines, an sich werthloses Necessaire, als ein Andenken an diesen Tag, in den Wagen legen. Als Herr W. dasselbe öffnete, bemerkte er in demselben ein Paar Rasirmesser, und, auf das allgemeine Vorurtheil, daß dergleichen Geschenke die Freundschaft zerschnitten, anspielend, übersandte er der Herzogin von Hamilton einen kleinen Bleistift. Die Herzogin sandte dieses unbedeutende Geschenk mit folgenden Zeilen zurück: „„Unmöglich, mein lieber Herr Wolowski, kann ich annehmen, was ursprünglich einem Anderen bestimmt war. Ich sende Ihnen Ihren hübschen Bleistift zurück, und Sie werden mir dafür eine Rose oder einen Sou geben, um die Vorbedeutung des Unheils, welche

sich an scharfe oder spitzige Sachen, wenn sie verschenkt werden, knüpft, zu beseitigen. Seien sie von meiner Dankbarkeit für die unerhörte Sorgfalt, die Sie meiner Tochter fortwährend beweisen, überzeugt, und empfangen sie den schwachen Ausdruck derselben. (gez.) Herzogin von Hamilton. — Mittlerweile ward die Kranke geheilt und sie konnte sogar eine Vergnügungs-Reise unternehmen. Der Herzog von Hamilton zeigte in einem Schreiben vom 9. September dem Herrn W. seine Abreise an. Herr W. erhielt dieses Schreiben aber erst am 11., als die Familie nicht mehr in Paris war. Dieses Schreiben lautete folgendermaßen: „„Wenn ich mich entschließen könnte, Paris zu verlassen, ohne Ihnen meine Dankbarkeit für all' die Sorgfalt, die Sie der Gräfin Lincoln während ihrer Krankheit bewiesen haben, zu bezeugen, so würde ich meine eigenen Empfindungen verletzen. Ich habe seit langer Zeit mit Ungeduld die Details über die Krankheit meiner Tochter erwartet, die Herr Koreff und Sie in regelmäßiger Form zusammenstellen wollten. Wir können unter keiner Bedingung auf dieselben Verzicht leisten. Ich bin im Begriff, nach England abzureisen und lasse diese Zeilen zurück, um mich bei Ihnen zu rechtfertigen, und um Ihnen zu sagen, daß ich nicht ermangeln werde, es anzuerkennen, wie sehr ich für Ihre unermüdete und beispiellose Aufmerksamkeit Ihr Schuldner bin. (gez.) Herzog von Hamilton.““ — Ist dies, m. H., ein ehrenwerthes Benehmen? Darf man auf diese Weise von den beiden Aerzten Abschied nehmen, ohne sie einmal für ihren Eifer zu belohnen? Ich bin überzeugt, daß sich, selbst unter den ergebensten Freunden der Familie Hamilton, kein einziger finden wird, der nicht ein solches Verfahren tadelte. Der Arzt muß, wie der Advokat, den Armen umsonst dienen; aber wenn er einer Familie, die beiläufig gesagt eine jährliche Einnahme von 3 Millionen Fr. hat, auf eine so ungewöhnliche Weise seine Sorgfalt gewidmet hat, so ist er doch wohl berechtigt, eine Belohnung für seine Mühwaltung zu erwarten. Indeß war die

Familie Hamilton am 9. September nach der Schweiz abgereist und kehrte erst im Laufe des Oktobers zurück. War nun etwa die Rede von der Bewilligung eines Honorars? Keineswegs. Die Herren Koreff und Wolowski, sehr erstaunt darüber, daß man sie nicht einmal von der Rückkehr der Familie benachrichtigt hatte, erfuhren erst durch die dritte Hand, daß dieselbe überhaupt dergleichen Dienste nicht zu belohnen pflege. So haben wir z. B. die Ueberzeugung erlangt, daß ein Chirurgus, der der Lady Lincoln Schröpfköpfe gesetzt hatte, seine Bezahlung erst nach mehrfachen Mahnungen, und dann noch bedeutend verkürzt, erhalten konnte. Dieser Chirurgus schrieb darüber an Herrn W. in folgender Weise: „„Ich habe 42mal Schröpfköpfe gesetzt. Der gewöhnliche Preis dafür ist 10 Fr. Da ich aber genöthigt war, jedesmal eine bis anderthalb Stunden zu warten, bevor ich zu der Operation schreiten konnte, so habe ich für diesen Zeitverlust 5 Fr. gerechnet, was 15 Fr. für jede Operation und also im Ganzen 630 Fr. macht. Der Herzog von Hamilton hat mir aber nur 500 Fr. bezahlen wollen: ich habe um Weitläufigkeiten zu vermeiden, diese Summe angenommen, obgleich sie weniger beträgt, als was ich rechtmäßig verlangen könnte."" — Gleiche Klagen werden von der Krankenwärterin und einem Augenarzte, dem Herrn Sichel, der den Herzog von Hamilton im Jahre 1836 behandelte, geführt. So, m. H., benimmt sich eine der reichsten Familien Europa's. Als die beiden Aerzte erfuhren, daß der Graf von Lincoln ebenfalls im Begriff stand, nach England abzureisen, klagten sie eine Summe von 400,000 Fr. gegen ihn ein und erlangten einen Verhafts-Befehl für eine Forderung von 30,000 Fr. Dies ist, ich verhehle es nicht, die schlechte Seite ihrer Sache. Ich sagte sogleich meinem Klienten, daß die Forderung übertrieben sei und sich auch selbst durch den Vorwand, daß man dadurch ein öffentliches gerichtliches Verfahren herbeiführen wolle, nicht rechtfertigen lasse, und daß ich dies Alles tadeln müsse. Ich fand in dem Herrn

Wolowski einen Mann von Ehre und Gefühl, der diese Sprache zu würdigen verstand. Er bedauerte das Geschehene, räumte mit Thränen in den Augen ein, daß es eine Unvorsichtigkeit gewesen sei und erklärte, daß er augenblicklich seine Klage zurücknehmen wolle. Dieses Zurücknehmen aber schien mir gefährlich. Es sei nunmehr, dachte ich, vielleicht besser, den Tag der Sitzung abzuwarten, und ich forderte ihn auf, noch andere Personen zu Rathe zu ziehen. Indeß war ein in der Gesellschaft hochgestellter Mann, der Fürst Czartoryski, der Meinung, daß man den Prozeß zurücknehmen müsse, und Herr Wolowski that dies in einem Schreiben an den Herzog von Hamilton. Ich hoffte, daß durch diese ehrenwerthe Uneigennützigkeit der Prozeß im Keime erstickt sein würde; indeß hat die Familie Hamilton, alle Rücksichten gegen den Wohlthäter der Tochter vergessend, dieser Sache Folge geben wollen, und ich erklärte mich darauf sogleich zur Vertheidigung des Dr. Wolowski bereit. Dieser ist nun seinerseits krank geworden. Er hat ein Auge verloren, und auch das andere befindet sich in Gefahr. Es ist dies eine Folge der übermäßigen Anstrengungen, die er jener großmüthigen Familie gewidmet hat. Die Atteste der Doktoren Recamier und Sichel besagen das Nähere über den beklagenswerthen Zustand des Herrn Wolowski. Aber wozu alle diese Angaben? Herr Wolowski hat jedem Anspruche entsagt, er wird nicht die geringste Kleinigkeit von der Familie Hamilton annehmen und wird dadurch zeigen, daß er der öffentlichen Achtung nicht unwerth ist."

Nach einigen kurzen Repliken der Advokaten der verschiedenen Parteien zog sich der Gerichtshof in sein Berathungszimmer zurück und erließ nach mehr als zweistündiger Deliberation ein sehr ausführlich motivirtes Urtheil, welches im Wesentlichen dahin lautet: 1) Daß die Forderung, auf welche hin die Doktoren Koreff und Wolowski einen Verhaftsbefehl gegen den Grafen Lincoln erwirkt hatten, eine ungegründete gewesen sei, da Lord Lincoln schon vorher das Honorar für

die Aerzte deponirt gehabt habe; daß aber Letzterer keine Entschädigung von den Doktoren verlangen könne, da er allerdings den Aerzten ihr Honorar nicht auf diejenige bestimmte Weise angetragen habe, die ihr ausdauernder und unermüdeter Eifer wohl verdient hätte; 2) daß der Graf von Lincoln die nachträglich bei Herrn Laffitte deponirten 6000 Fr. zurücknehmen könne; 3) daß die Doktoren Koreff und Wolowski verbunden wären, sowohl den Schluß der Krankheitsgeschichte, als auch die in ihren Händen befindlichen Notizen, welche von den Mitgliedern der Hamilton'schen und der Lincoln'schen Familie geschrieben worden, herauszugeben; 4) daß sämmtliche Kosten zusammengeworfen und $\frac{7}{8}$ derselben von den beiden Doktoren, $\frac{1}{8}$ aber von dem Grafen Lincoln zu tragen sei.

— Nach spätern Nachrichten haben die DD. Koreff und Wolowski die vom Gerichte ihnen zugesprochenen 24,000 Frs. an den Oberrabbiner der Synagoge von Paris geschickt — zur Vertheilung unter arme Israeliten. Dr. Koreff ist vor länger als 20 Jahren schon vom Judenthum zur christlichen Kirche übergetreten, ob aber Herr Dr. Wolowski noch Israelit ist, ist nicht bekannt. Im Pariser Moniteur vom 1. Januar 1838 ward offiziell angezeigt, daß der König der Franzosen mittelst einer Ordonanz vom 28. Dec. 1817 beiden Aerzten die Erlaubniß zur ärztlichen Praxis in Frankreich entzogen habe, (wozu ein Bericht des Ministers Salvandy Veranlassung gegeben haben soll). Sie prakticiren aber gewiß noch bis zu dieser Stunde in Paris.

Aus dem Leben eines Arztes.

(Nach dem Französischen).

— Glauben Sie mir, meine Herren, jeder Stand hat seine Schattenseite, so sprach der alte, ehrwürdige Doctor Raimond zu seinen jungen Freunden, die sich zu einem frohen Mahle bei ihm eingefunden hatten. Sie beklagen sich, daß es Ihnen als jungen Aerzten so schwer wird, Praxis zu bekommen — es ist wahr, doch Ihre Beschwerde ist nicht gerecht. Ist es nicht natürlich, daß jeder Kranke sich lieber an einen ruhigen, erfahrenen Arzt wendet, als an einen jungen, der vielleicht nur, um seine Kenntnisse zu erweitern, Versuche mit ihm anstellt? — Sie lächeln, meine Herren, Sie nehmen mir meine allzugroße Freimüthigkeit vielleicht übel, doch sein Sie überzeugt, daß ich das nicht gesagt, um Sie zu kränken, nein, wahrlich nicht, lassen Sie sich meine Lebensgeschichte erzählen, und Sie werden erfahren, daß auch ich erst in meinem 60sten Jahre zu dem Ruhme gelangt bin, dessen ich mich jetzt zu erfreuen habe.

— Wie, auch Sie, rief ein junger Arzt erstaunt?

— Und weshalb, mein junger Freund, hätte mir ein günstigeres Schicksal beschieden sein sollen, als Ihnen, als allen Aerzten, erwiederte der alte Raimond.

— O, erzählen Sie, erzählen Sie, riefen Alle.

— Ich hatte mein 60stes Jahr erreicht, begann der Doctor Raimond, und nur sehr dürftig konnte ich mich von dem Wenigen, das ich in meiner Praxis gewann, ernähren; meine alte, gute Aufwärterin Gervais, die auch heute unser Mahl bereitet hat, richtete Alles so genau ein, daß wir mit dem Wenigen selbst nicht Noth litten. Eines Tages, o, diesen Tag werde ich nie vergessen, hatte Frau Gervais, da ihr mehr als gewöhnlich von dem Wochengelde übrig geblieben, ein sehr kräftiges, gutes Mittagsbrod bereitet, und wir waren im Begriff uns zu Tische zu setzen, als mit heftigen Schlägen an die Thür gepocht wurde. Frau Gervais, etwas ängstlicher Natur, bat mich inständig, nicht zu öffnen, doch konnte ich, so gern ich es sonst thue, dieses Mal ihrem Willen nicht nachgeben, da ich sehr wohl einsah, daß die Thür den heftigen Schlägen nicht lange widerstehen würde, es also thöricht gewesen wäre, mich nur einen Augenblick zu weigern; ich ging also sie zu öffnen, als Frau Gervais mir schon zuvorgekommen war und mit ängstlicher Stimme fragte: wer da?

— Oeffnen Sie, Doctor Raimond, öffnen Sie, eine Frau, die ihren Geist aufgeben will.

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, so war die Thür schon geöffnet, und zwei Männer, die Schiffer zu sein schienen, legten eine ohnmächtige, junge Frau auf das Sopha; in demselben Augenblick öffnete ein junger, schöner Mann die Thür, und stürzte, als er den leblosen Körper erblickte, auf denselben, ohne zu fragen, bei wem er sich befinde. Er schrie und lamentirte fürchterlich, und beschwor mich, da er mich am Meisten um die Kranke beschäftigt sah, sie ihm wieder zu geben, oder auch er würde dieses Zimmer nicht lebendig verlassen. Alles das sagte er mit so fürchterlichen Geberden der Verzweiflung, daß ich wirklich einen Augenblick unentschlossen war, wer von beiden am ersten meiner Hülfe bedürfe. Endlich schien seine Vernunft zurück zu kehren, denn indem die Schiffer sich

zum Fortgehen anschickten, beeilte er sich, ihnen zum Lohne seine Börse zu reichen.

— Retten Sie sie, Doctor, rief er mir alsdann nochmals zu, retten Sie sie, mein Leben, mein Vermögen, Alles, Alles, was ich besitze, ist das Ihre, nur geben Sie mir meine Louise wieder.

Alle meine Versuche blieben fruchtlos, die Frau blieb leblos, und ich wußte zuletzt wirklich nicht mehr, welche Mittel ich anwenden sollte, sie in's Leben zurück zu rufen; ich entschloß mich also, es gänzlich der Natur zu überlassen. Eine ungeheure Wunde, welche die ganze Breite der Stirn einnahm, erregte meine größte Besorgniß für ihr junges Leben; alsbald fiel mir auch auf, daß ihr Kleid, das wahrhaft kostbar, dergestalt durchnäßt war, daß ich auf den Gedanken fallen mußte, meine Sorgfalt einer Ertränkten zu widmen; auf welche Weise sie zu dem Unglück gekommen, konnte ich jetzt weder sie noch den jungen Mann fragen, obgleich es sehr wesentlich für mich war, die Details genau zu kennen. Nachdem ich die Wunde genau untersucht, verband ich sie, und noch immer gab sie kein Zeichen des Lebens von sich. Es herrschte eine Todtenstille in dem Zimmer, der junge Mann war erschöpft auf jenen Lehnstuhl gesunken, und nur Frau Gervais seufzte hin und wieder tief auf, indem sie ihr schönes Mittagsbrod verdorben sah; doch bald hatte sie auch das vergessen, sie beeilte sich, ein Bett für die Kranke aufzuschlagen, für sie Wäsche zu wärmen, entkleidete sie, und deckte sie mit wollenen Decken so warm zu, daß alsbald das Blut in Circulation kam, und die Unbekannte sich zu regen anfing.

Die Krankheit war gefährlich, doch fürchtete ich nicht so viel für den Körper, als für den Geist dieser jungen Frau. Die Wunde an der Stirn schien mir gleichsam das Thor, durch welches ihre Vernunft entweichen müsse. Fünf und zwanzig Tage lang schwankte sie zwischen Tod und Leben, fünfundzwanzig Tage lang waren der junge Mann, Frau Gervais

und ich fortwährend um sie beschäftigt, in ihren Zügen einen Schimmer von Hoffnung suchend. Alfred, so hieß der junge Mann, schien nur zu bedauern, meine Bemühungen für die Kranke nicht theilen zu können; doch war er anscheinend ruhig. Diese Ruhe aber währte nicht lange; als er sah, daß die Hoffnung, die ich ihm gegeben, sich nicht realisirte, als er sah, daß das Uebel, den Mitteln und meiner beständigen Sorgfalt ungeachtet, nicht weichen wollte, da überfiel ihn eine Schwermuth, die fast an Wahnsinn grenzte, und ich hatte viel Mühe, ihn von der schwarzen That abzuhalten, die er zu unternehmen gedachte. Einige abgebrochene Worte, die ich während der fünfundzwanzig Tage von ihm vernahm, unterrichteten mich, daß, in Folge eines kleinen Streites, der zwischen Alfred und Louise Statt hatte, diese sich in's Wasser gestürzt. Doch wer sie ist, wo ihre Eltern sind, was sie sind, Alles das habe ich nie erfahren, und suchte auch nicht darnach zu forschen, da diese Details ganz und gar unwesentlich für die Heilung der Kranken waren.

Endlich schien die Heftigkeit des Uebels ein wenig nachzulassen. Eines Morgens fragte sie mich mit schwacher Stimme, wo sie sich befände, wer ich wäre? Sie war gerettet, aber es legte sich mir ein fast unübersteigliches Hinderniß zu ihrer völligen Genesung in den Weg. Alfred entzückt, sie außer Gefahr zu wissen, ergreift mit Wonne ihre Hand, die sie matt aus dem Bette steckt, doch bei seinem Anblick schnell zurückzieht und ihr Antlitz von ihm wendet, als wenn sie einen Gegenstand des Abscheu's vor sich hätte, den sie zu sehen vermeiden wollte.

Sie sind erstaunt, meine Herren, Sie haben Recht, aber ich betheure Ihnen, daß Alles, was ich Ihnen erzähle, der Wahrheit gemäß ist. Dieses junge Mädchen, das so heiß geliebt, daß sie einen kleinen Streit mit dem Geliebten nicht überleben konnte, dieses junge Mädchen schien jetzt den Gegenstand ihrer früheren Liebe zu verabscheuen. Alfred hingegen, der sie wahrscheinlich geliebt, wie die meisten jungen Herren unserer Zeit lieben, Alfred schien jetzt nur für sie zu leben, beschwor sie,

ihm zu verzeihen; er drohte ihr auch, sich das Leben zu nehmen, wenn sie seinen Bitten länger widerstehen würde, aber Alles vergebens.

Sie können begreifen, meine Herren, in welcher schwierigen Lage ich mich befand; kaum hatte ich das Glück gehabt, das eine Uebel zu heben, so sah ich noch ein weit größeres entstehen. Das junge Mädchen genaß, Alfred erkrankte.

Jetzt sah ich mich genöthigt, einen entscheidenden Schritt gegen diesen zu thun, einen Schritt, der hart war, von dem ich mir aber viel Gutes versprach; als ich nämlich eines Tages Alfred ruhiger fand als gewöhnlich, nahm ich ihn bei Seite und sagte zu ihm:

— Mein Freund, lieben Sie Louise wirklich so herzlich, wie Sie versichern?

Er erneuerte seine Betheuerungen, und zwar mit einem solchen Wortschwall, daß ich mich genöthigt sah, ihn zu unterbrechen.

— Alles das ist sehr schön, erwiederte ich, aber wenn Louise Sie nicht mehr liebt?

— So tödte ich erst sie, und dann mich selbst.

— Na, na, nicht so rasch, junger Freund, wie aber, wenn sie nie aufgehört, Sie zu lieben, wenn sie Sie mehr als je liebte, wenn diese scheinbare Kälte nur noch von ihrer schweren Krankheit herrührte?

— O, Herr Doctor, Sie machen mich zum glücklichsten der Menschen.

— Ich habe noch nichts versprochen, durchaus nichts, fiel ich ihm rasch in's Wort, wenn, was Sie so eben gesagt, also ist, was denken Sie in Zukunft zu thun? Verzeihen Sie mir diese Frage, aber von Ihrer Antwort hängt lediglich die völlige Genesung Ihrer Geliebten ab.

— Ich werde sie heirathen, Doctor, ja diejenige, die ich so unaussprechlich liebe, soll meine Frau werden.

— Sie versprechen es mir?

— Ich schwöre es Ihnen bei Allem, was mir heilig ist.

— Nun, ich traue Ihren Worten, und ich will Ihnen auch kräftig beistehen; zu diesem Zwecke aber fordere ich . . .

— Was, was, fiel mir Alfred in's Wort?

— Daß Sie eine Woche sich von hier entfernen, und während dieser Woche Louise nicht sehen.

— Eine Woche, eine ganze Woche, o Doctor, was verlangen Sie von mir, bedenken Sie, daß Louise krank ist, daß während meiner Abwesenheit vielleicht . . .

— Ich übernehme es, Ihnen täglich Berichte von ihrem Zustande zu geben.

— Eine solche Woche ist für mich ein Jahrhundert.

— Eine Woche, und ich stehe für ihre vollkommene Genesung.

— Ich werde ihnen gehorchen, Doctor, ich werde mich zwingen, Ihnen zu gehorchen, sagte Alfred traurig, und entfernte sich mit langsamen Schritten.

Im Laufe der genannten Woche kam Alfred nicht zurück, und was ich vorausgesehen, geschah. Louise schien erstaunt, ihren Freund nicht zu sehen, sie wurde unruhig, doch hielt sie eine falsche Schaam zurück, sich nach ihm zu erkundigen. Mehrere Male wollte sie seinen Namen ausrufen, doch erstarb dieser auf ihren Lippen. Am siebenten Tage war sie höchst aufgeregt, sie wollte aufstehen, und sah nicht ein, daß ihr das schaden könne. O, wie schön war sie an jenem Tage. Dort auf dem Sopha lag sie, auf ihren Wangen, die bisher eine Todtenfarbe hatten, sah man eine leichte Röthe wiederkehren, in ihren Augen, die nur matt waren, strahlte ein sanftes Feuer, das die Sehnsucht nach ihrem Freunde auszudrücken schien. O, meine Herren, es fehlen mir wahrlich Worte Ihnen zu beschreiben, wie schön sie in diesem Augenblicke war.

Sie schien nachdenkend, eine Thräne in ihren Augen ließ mich alsbald die Bewegung ihres Gemüthes erkennen, und sie ließ mir nicht die Zeit, darüber Bemerkungen anzustellen, denn

in demselben Augenblicke hörte ich von ihren Lippen den Namen Alfred klingen. Alfred, Alfred, wo bist Du, ach, Herr, sagen Sie mir, was aus Alfred geworden? Es war der siebente Tag. In demselben Augenblicke, als sie den Namen Alfred ausrief, öffnete sich die Thür, und er lag auf seinen Knieen vor ihr, indem er ihr die heiligsten Versicherungen seiner Liebe gab, und ihre Hand mit seinen Küssen bedeckte.

Mein Werk war vollbracht, ich nahm eine Feder und schrieb noch ein letztes Recept, das nur in einem Worte bestand, und zwar einem sehr wirksamen für Liebende, es war: „Heirath". Dieses Ereigniß erregte Aufsehen, man wollte mich sehen, mich zum Doctor haben, verheirathete und unverheirathete Frauen kamen zu mir, bei mir Rath zu erholen, kurz ich kam in die Mode, und ward in Folge dessen reich. So verschaffte mir ein Zufall, wonach ich Jahre lang umsonst getrachtet.

Der Arzt und die Euthanasie.

Von einem Arzte *).

Das Wachen bedingt den Schlaf; das Leben erheischt den Tod; nach ewigen Gesetzen geht das materielle Substrat eines jeden Geschöpfes wieder in das allgemeine Meer der Welten zurück, aus dem es für eine kurze Spanne Zeit als Individuum herausgerissen wurde. Seine Existenz vor der Zeit dieses individuellen Zustandes ist unbekannt; noch nie kam uns Kunde von dem fernen Ufer des Jenseits, wenn auch Vernunftreligion und Offenbarung den völligen Untergang des einmal Existirenden verneinen. Und dennoch wird das Leben, dieser vorübergehende Zustand, geliebt; an seiner Erhaltung, an seiner Verlängerung liegt den Menschen in den allermeisten Fällen Alles: sei es noch so klein, so unterdrückt, von körperlichen und geistigen Schmerzen gepeinigt, sei der Geist, das Göttliche im Menschen, noch so unentwickelt — das bloße Leben, das nackte Dasein, die süße Gewohnheit der Existenz, sie ist das Höchste, was der Mensch hier besitzt; alles Andere ist

*) Von einem Ungenannten in der v. Cotta'schen Quartalschrift. 1838. 4tes Quartalheft.

ihm Nebensache, nur Bedingung zu diesem oder jenem Genusse, und tausend unsichtbare Fäden knüpfen ihn an die unsichtbare Welt, die mit einer andern zu vertauschen oft ein so fürchterlicher Gedanke ist. Das Unabwendbare muß aber ertragen werden, und wer nicht würdig zu sterben weiß, wer nicht in allen Begegnissen das Walten einer höhern Hand erkennt, ist auch nicht würdig geboren zu sein. Aber außer dem schreckenden Glauben an ein Fortbestehen und an eine höhere Entwickelung des menschlichen Geistes ist es wohl besonders die Furcht vor dem Akte des Ueberganges aus dieser Welt, die Trennung von unsern wahrhaften und zweideutigen Freuden, welche Vielen jeden Genuß des Lebens während ihres ganzen Daseins verbittert, wo bei Manchen die Wiederkehr des Wiegenfestes nur als mahnender Todesbote erscheint, wo ihnen der kommende Festtag nur Sterbeglocken ertönen läßt, wo sie gern ihr eigenes Alter vergessen möchten und so krankhaft, kindisch und lächerlich erscheinen. Der Mensch will nicht allein leben, er will auch nicht sterben; er hat beide Wünsche, wenn auch der eine den andern in sich schließt. Der Tod erscheint ihm nicht als ein Genius mit der verlöschenden Fackel, sondern als winkendes Gerippe. So ist es oft, so ist es leider meistens; oft ist es aber besser, und zuweilen ist es sogar so, wie es sein soll.

Diese Liebe zum Leben, und diese Furcht vor dem Tode, welche die Natur in den Menschen legte, suchten Mittel zur Erlangung des Zweckes; man forschte nach Gegenständen, deren Gebrauch eine irdische Unsterblichkeit gewähren sollte; man glaubte dergleichen gefunden zu haben, sie wenigstens menschlicher Leichtgläubigkeit aufschwatzen zu können, sogar noch zu Zeiten, in denen die Naturwissenschaft weit genug war, um das Verkehrte solcher Bestrebungen anzuerkennen. Da aber praktisch und theoretisch bewiesen wurde, daß die Natur diese Anstrengungen nur verspottete, — und die Nothwendigkeit des

Todes erkannten schon die unsterblichen Geister des grauesten Alterthums — da begann der Kampf der Geister gegen die dem Leben Gefahr drohenden Potenzen; das Leben zu erhalten, Gefahren abzuwenden, eingetretene unschädlich zu machen, den Uebergang vom Leben zum Tode, wenn er unvermeidlich war, zu erleichtern, — das machten sich Sterbliche zur Aufgabe, wie sie keine Wissenschaft, keine Kunst größer und edler gesehen. Als der Irrglaube irdischer Ewigkeit begraben wurde, da wurde die Heilkunst geboren, und trotz mancher scheinbaren Rückschritte, trotz nicht seltner lethargischer Ruhe, wie herrliche Schritte vorwärts hat sie gethan, wie erfreuliche Blüthen und Früchte hat sie getragen, wie waren die Rückschritte nur da, um größere, unerreichbar scheinende Strecken vorwärts zu schreiten, und wie die scheinbare Lethargie nur eine Ruhe war, um desto rüstiger zu kämpfen und Ungeahntes zu erringen, so erschien jede krasse Methode nur, um die Wahrheit desto leuchtender erscheinen zu lassen. Als nun die Kunst erzogen und gebildeter wurde, da vermählte sie sich mit der Wissenschaft, und beide im Verein mögen sich stolz jedem andern Zweige menschlicher Erkenntniß an die Seite stellen. Namentlich möge das unser wissenschaftliches Jahrhundert thun, aber dabei demüthig bedenken, daß auch sein Wissen nur Stückwerk, daß seine Bildung noch sehr vereinzelt sei. Mag aber auch dieses und jedes kommende Jahrhundert nie aus den Augen verlieren, daß es eben nur dem Vereine von Wissenschaft und Kunst gelingt, das Herrlichste zu leisten, und daß ihre glückliche Frucht die Heilkunde ist.

Der Heilkunde unermeßliches Reich ist nun aber der ganze Mensch; ihre Sorge soll sich nicht auf einzelne Gefahren beschränken, in denen der Kranke ihrer bedarf; sie muß nicht ihre Rechte wahren in besonderen Lebensaltern; sie sorgt vielmehr für den Menschen von dem früheſten Entstehen an, wenn seine künftige selbstständige Existenz noch ungewiß ist, durch

alle Lebensstufen hindurch, bis er der Erde wiedergegeben ist, die seiner bedarf; sie sorgt nicht für seine Verdauung, für seinen Appetit, für seine Hautausdünstung, sondern für den Menschen in seiner Einheit und Totalität.

Aber in größerem oder geringerem Maaße erfüllt die Heilkunde ihre Pflicht durch ihre Repräsentanten. Familien haben ihren Hausarzt, der mit ihnen alt und grau wird, der ihnen an das Herz wächst, der Wiege und Sarg bei ihnen kennen lernt, der sie schützt und schirmt und sich ihren Freund nennt. Er ordnet die geistige und leibliche Stimmung der Frau, wenn sie den Keim eines neuen Menschen unter ihrem Herzen trägt; er hat oft nöthig, bei der Geburt seine künstliche Hülfe zu leisten, um dem neuen Ankömmling seinen Eintritt in die Welt möglich zu machen; er leitet das Kind mit glücklicher Hand durch alle Gefahren der Jugend, verhindert böse Einflüsse; er ist Arzt des Leibes und der Seele wohl durch fast zwei Generationen hindurch, er heilt und sieht — sterben. Aufgefordert, oder um den gewöhnlichen Ausdruck zu brauchen, engagirt — das Publikum spricht sogar vom Gebrauche eines Arztes — thut er seine Pflicht, so lange er helfen kann; ist aber in dem Zweikampfe zwischen Leben und Tod, in dem der Arzt secundirt, der dunklere Bruder Sieger, dann glauben die Aerzte leider zu oft, sich ihrer Pflicht entbunden; bei dem schwersten Schritte, den der Mensch zu thun hat, wird ihm dann die ärztliche Hülfe und Liebe entzogen. Es ist wohl selten Gefühllosigkeit, was dazu führt, denn bei jedem Todeskampfe hat selbst der Kälteste Gefühl; es ist vielmehr das Bewußtsein von Ohnmacht, welches drückt, die Erkenntniß der Hülflosigkeit, welche statt des Beistandes dem Sterbenden Verlassenheit bringt. Oft aber ist es eine geistige Müdigkeit, die den Arzt dann erlahmen läßt, wenn nach seiner Ueberzeugung seine Wissenschaft ihr Ende erreicht; denn seine Kunst ist unendlich. Sei aber die Quelle, welche sie wolle, so ist dieses Verfahren ein Unrecht.

Curiren heißt nicht heilen, und wo nicht geheilt werden kann, da ist zu lindern, aufzurichten, zu trösten. Bis zum Gange nach dem Grabe gehört die Sorge für den Menschen dem Arzte an; das Herz des Sterbenden sehnt sich mehr nach dem Arzte, als das des Erkrankenden.

Sollten diese Verlangen übertriebene, fromme Wünsche sein? Es scheint so; der größte Theil der Erdbewohner wird krank und stirbt ohne Arzt; Armuth, Sorglosigkeit, Entfernung von ärztlichen Wohnsitzen, Aberglaube, Homöopathie, Mangel an Heilpersonal überhaupt und viele andere Gründe bringen es dahin. Wie soll der Arzt den Tod erleichtern, wo er nicht einmal gegen den Tod kämpfen durfte? Auf der andern Seite: von der verhältnißmäßig geringeren Personalzahl, die überhaupt des Arztes Hülfe in Anspruch nimmt, sind wieder die meisten solche, welche ihn nur in Fällen der Noth rufen, die ihn gar nicht mehr kennen, wenn er bezahlt ist, oder die denselben nach Jahren wieder suchen, wo frühere Verhältnisse schon lange vergessen sind.

Das ist wahr, aber diese Wahrheit ist traurig. Es lohnte sich wohl der Mühe, in civilisirten Staaten von oben herab statistische Berechnungen anstellen zu lassen, über die Mortalitätsverhältnisse der Personen, welche mit, und solcher, welche ohne ärztliche Hülfe gestorben sind; nichts würde direkter gegen das alberne Aftergeklatsche wirken, welches noch oft gehört wird und gehört wurde, seitdem Hippokrates Licht werden ließ.

Sind aber die oben ausgesprochenen nur darum fromme Wünsche, weil sie nicht überall ins Leben treten können? Gewiß nicht! sie werden um so mehr, um so schöner in Erfüllung gehen, je mehr der Arzt das Publikum erzieht und — sich selbst. Die ärztliche Erziehung des Publikums geschieht aber überall durch Zwang zum Vertrauen, und zu diesem wird es gezwungen, durch den innern geistigen Werth des Arztes,

dem es sein Leben, also die einzige Bedingung zu Allem im Leben, anvertraut. Dieser geistige innere Werth ist aber nicht zu erkennen an einem redenden, zudringlichen, mit einem Worte gemachten Wesen, an irgend einer Art, wenn auch noch so gut gespielter oder erlernter Koketterie; es ist vielmehr kein bestimmtes Wesen, keine ausgesprochene Form, sondern das Abbild, der unbewußte und unabsichtliche Stempel der Geistesform, der erkannt wird von Jedem, der sich ihm nähert. Das ist das Zeichen seiner Aechtheit, daß er sich von jedem gemachten Wesen, das um so grinsender wird, je größer die Gefahr, in der es auftritt, so specifisch unterscheidet.

Aber abgesehen davon, daß der Arzt verhältnißmäßig in den seltensten Fällen einen Kranken durch sein ganzes Leben behandelt, daß er nicht so häufig, als es für die Menschheit wünschenswerth wäre, die letzten Stunden und Tage bis zum Tode wirklich erleichtern kann, giebt es noch genug Gelegenheiten, in denen er diese schöne, aber schwere Pflicht zum großen Vortheil des Opfers und seiner Umgebungen erfüllen könnte. Hier wuchere er mit dem Pfunde, das ihm anvertraut ist, hier wirke er in jeder Rücksicht, nicht allein, in dem er die körperlichen Leiden beschwichtigt, sondern, und ganz besonders, indem er den Geist beruhigt.

„Um den Menschen ins Leben hineinzuhelfen, dazu giebt es eine eigene Kunst, die Hebammenkunst; aber dafür, daß man erträglich wieder hinauskomme, ist fast nichts gethan." So sprach Reil; es hat seit seinem Heimgange an gutem Willen nicht gefehlt; es ist in mancher Beziehung seitdem besser geworden; aber er würde wahrscheinlich noch heute dieselbe Sprache führen.

Man hat hie und da Schulen errichtet, um gute geübte Krankenwärter heranzuziehen; die Angelegenheit war lange ge-

wünscht und angeregt; es wäre höchst erfreulich, wenn sie allgemeiner würde. Aber der Krankenwärter nützt nur in der Hand des Arztes; ohne Controlle, ohne genaue Anweisung wird er schädlich; er ist nur gewissermaßen das gute oder schlechte Werkzeug, dessen sich der Arzt mit Vortheil oder Nachtheil zu bedienen hat.

Man hat ferner die Euthanasie zu einem eigenen Kapitel der Therapie erhoben; man hat mehr als früher die Kunst, sterben zu lassen, wissenschaftlich behandelt, und es hat sich daraus mehr als ein praktischer Nutzen herausgestellt.

Die Sorge des Arztes für die Euthanasie beginnt mit dem Zeitpunkte, wo derselbe einsieht, daß er eine Krankheit nicht mehr besiegen kann, sondern daß der Tod ihr Ende sein wird. Es giebt eine Euthanasie des Körpers und uneigentlich eine Euthanasie des Geistes. Die höchste Pflicht ist auch hier, so lange als irgend möglich das Leben zu erhalten, um Minuten zu geizen. Für abscheulich muß ein für alle Male, selbst in den entschiedensten Fällen nothwendig erfolgenden Todes, selbst bei den gräßlichsten Qualen der Kranken und Sterbenden, der hie und da angeregte Wunsch gelten, daß es dem Arzte gestattet sein möge, das Leben auch nur um einen Augenblick zu verkürzen. Die leichteste Sache wäre es, aber auch das inhumanste Benehmen, und jedem Verbrechen wäre Thür und Thor geöffnet. Schwer ist es freilich, auszuharren bis ans Ende.

Der Kranke sehe den Arzt nicht unthätig; er sehe ihn ernster als gewöhnlich, damit, wenn er will, ihm das Bedenkliche, nicht das Hoffnungslose seiner Lage klar werde, was der Fall sein würde, wenn er sähe, daß die thätige Hülfe und Sorge nachläßt. Frische und gute Luft im Krankenzimmer, große Reinlichkeit in der unmittelbaren Umgebung des Kranken, eine zweckmäßige Lage, die sich nach dem jedesmaligen Leiden

richtet, ist durchaus nöthig. Das Bett ist des Kranken Welt; es ist Sache des Arztes, daß diese Welt dem Leidenden so behaglich als möglich sei; die angstvolle Unbehaglichkeit des Sterbenden kommt aber immer wieder, und es ist ihr stets nachzugeben. Nicht immer ist es erleichternd, im Bett zu sterben; ein Lehnstuhl, von dem aus Friedrich der Sonne näher kam, wurde von ihm vorgezogen; kleine Gänge durch das Zimmer, wenn sie noch thunlich, werden erquicken. Es giebt noch keine Methode zu sterben, jeder stirbt originell, sagt Jean Paul. Der Schlaf ist immer erwünscht und darf durch nichts gestört werden.

Neben den Speisen und Getränken müssen alle Medikamente, welche gereicht werden, die Sorge zum Zwecke haben, das Leben möglichst zu verlängern und die Qualen des Leidens zu mildern; keines dieser Mittel darf Schmerz erregen, denn dessen Folgen sind nicht zu berechnen. Ihre Wahl ist wichtig; die Arzneimittellehre giebt hier deutliche Vorschriften; sie sollen die Angst beschwichtigen, die Qualen lindern, den Uebergang zum Tode erleichtern: es sind hauptsächlich die Narkotica in ihren verschiedenen Eigenschaften für bestimmte Fälle passend; sie liefern vom ganzen Arzneischatz den beruhigendsten Trost.

So wie nun alle diese Mittel den Zweck der Linderung und Erquickung haben, so ist es auf der andern Seite des Arztes Pflicht, schmerzhafte und gewagte Eingriffe in das schwindende Leben zu unterlassen und zu verhindern. Hier kann der Arzt durch dreistes und darum verkehrtes Handeln einen sanften Tod, den er bewirken sollte, in einen höchst qualvollen verwandeln und das sanfte Hinüberschlummern zu einem Schmerzensschrei umschaffen.

Abgesehen von der Art der Krankheit, die zum Tode führt, hat der Arzt auch noch die Art des Todes in seinem Beistande zu berücksichtigen. Es giebt der Todesarten so viele,

als der Todesfälle; aber man hat sie doch in Klassen gebracht, weil man die Regeln der Euthanasie von allen Seiten her wissenschaftlich zu betrachten strebte. Bei dem sogenannten natürlichen Tode, dem so seltnen normalen, bei dem das Oel auf der Lampe des Lebens langsam erlischt, ist er in der Regel leicht, wenn er von den Greisen auch meistens gefürchtet wird. Der Arzt ist hier mehr Zuschauer als Helfer. Bei dem gewaltsamen Tode, sei er freiwillig oder unfreiwillig, kann auch, mit Ausnahme einer schonenden Behandlung der Leiche, von der eigentlichen Euthanasie nicht die Rede sein. Bei dem Tode endlich durch Krankheiten kann sie nur in Anwendung kommen, wenn diese von einiger Dauer sind und nicht, wie Schlagflüsse oder einige Nervenaffektionen, ohne Vorboten und überraschend, dem Leben plötzlich ein Ende machen. Hier nur treten alle die Forderungen ein, welche das schwindende Menschenleben mit Recht an den Arzt macht, hier soll er das Beispiel der Ausdauer geben, bei Leiden, die unheilbar, den erlösenden Tod doch nur in weiter Ferne erblicken lassen; er soll die oft gleichgültigen Angehörigen oder fremde Umgebungen erregen, er soll zeigen, wie in ekelhaften Krankheiten der Ekel zu überwinden ist; er hat das Geschlecht, das Alter, das Temperament zu berücksichtigen, die äußern Verhältnisse des Kranken, seinen Stand, seine Bildung, seine Gewohnheiten, — mit einem Worte, den ganzen innern und äußern Menschen; denn bei dem Tode tritt oft Alles das am schärfsten hervor, was vielleicht das ganze Leben hindurch sorgsam verborgen wurde.

Allen den hier genannten innern und äußern Erfordernissen kann der Arzt entsprechen, weil er gelernt hat, was diese verlangen. Thut er es aber auch überall? Die Erfahrung giebt die Antwort; die innere Stimme eines Jeden giebt sie noch sicherer. Und doch ist alles das Genannte nur das, was sich lernen läßt. Das Beste läßt sich aber nicht erlernen:

der Takt, die Gesinnung; der kälteste Arzt wird mit größter Umsicht und Ruhe Krankheiten behandeln; aber um einen Sterbenden zu behandeln, dazu gehört mehr als ärztliche Kenntniß und Erfahrung: ein durch Wärme des Herzens geleiteter Verstand.

Selbst mit diesen Eigenschaften versehen, wird der Arzt seinen Zweck häufig nicht erreichen: Volkssitten, Religionsgebräuche machen es ihm unmöglich. Peter Frank hat eine ganze Zahl von Scheußlichkeiten gesammelt, die halb dem Morde, halb der empörendsten Barbarei ähnlich sehen: so das Entziehen des Kopfkissens bei schwerem oder verlängertem Todeskampfe, das Legen der Sterbenden auf einen Strohsack oder das Leichenbrett oder den kalten Fußboden, und zwar sogar auf das Gesicht mit verbundenem Munde. Hier treibt die scheußliche, nicht unterrichtete Corporation der Todtenfrauen ihr kaltes Geschäft. Der Arzt wird nicht gefragt, ist die Antwort; aber daß er nicht gefragt wird, ist seine Schuld. Der Einzelne in einem einzelnen Falle kann nur für diesen Abhülfe leisten und bessere Behandlung einleiten, aber das Korps der Aerzte, die schönste Republik im Staate, könnte mächtiger wirken; daß aber der esprit dem corps fehlt, davon trifft jeden Einzelnen die schwere Verantwortung. Das Publikum hat eine unüberwindliche Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden; durch die eben genannten Scheußlichkeiten mag mancher Mord über und unter der Erde begangen worden sein.

Schwieriger noch, und auch für die meisten einzelnen Fälle unmöglich, möchten viele der quälenden religiösen Vorurtheile und Mißbräuche abzustellen sein. Die jüdischen Gebräuche bei Krankheiten, dem Tode und der Beerdigung ihrer Glaubensgenossen, namentlich die Abwesenheit aller Blutsverwandten bei Sterbenden, das schnelle augenblickliche Vorbereiten zur Beerdigung, die ängstliche Sorge für das unge-

setzlich frühe Einscharren der Leichen sind zum Theil höchst wahrscheinlich nicht eigentliche Religionsgesetze, sondern nur rabbinische Deutungen, auf jeden Fall aber schändliche Aeußerlichkeiten, die der jüdische Gesetzgeber bei unsern Einrichtungen, in unserm Klima und in unserer Zeit nicht geduldet haben würde. Eine große Summe der nachtheiligsten Einwirkungen, die jedem Unbefangenen leicht klar wird, ist die nothwendige Folge des eigensinnigen Befolgens dieser Vorschriften, gegen welche der Arzt in der Regel vergeblich kämpft.

Nicht selten vertragen sich auch die christlichen Sterbeceremonieen schlecht mit der Euthanasie; auch dies hat Frank klar und lebhaft auszusprechen gewagt, zu seiner Zeit und in seinen Verhältnissen ein Beweis herrlichen Muthes.

Es ist also für den Arzt fast überall ein schweres, fast unerreichbares Geschäft, für die Euthanasie seines Kranken zu sorgen: es bedarf mehr, als das ist, was er lernen kann; er hat häufig mit tief gewurzelten Schwierigkeiten und Vorurtheilen zu kämpfen, und für das, was er nicht lernen kann, sondern was aus ihm kommen muß, wenn er seinen Zweck erreichen soll, giebt es kein Recept. Hat er aber die dazu erforderlichen Eigenschaften, um sich selbst auf alle die tausend Fragen richtige Antwort zu geben, an die der sterbende Mensch in seinen Leiden so stumm und so dringend mahnt, dann ist er sehr begünstigt; denn er hat mehr gethan, als seine Pflicht, und kann sich selbst genügt haben.

Wie soll sich der Arzt benehmen in Bezug auf die Hoffnung, die er dem Kranken, der dem Tode geweihet ist, hinsichtlich seiner Wiedergenesung erregt? Wie verträgt sich bei vorstehenden Todesfällen von Personen, die ihren Umgebungen auch äußerlich und politisch wichtig sind, die Rücksicht, ohne Ahnung des Todes sie hinüberschlummern zu lassen, mit den vielleicht wichtigen Folgen des unbestellten Hauses? Was soll

geschehen, um das letzte Gebet, das heiß ersehnte Bekenntniß, das kaum mehr vernehmbare, von den Lippen des Sterbenden zu empfangen? Hat der Sterbende, wenn er auch mehr als dem Namen nach Christ ist, gerade das Bedürfniß, jetzt mehr als früher, dem Diener der Kirche sein Innerstes anzuvertrauen? Ist ihm seine Erscheinung wahrer Trost und Beruhigung, oder ist ihm der Geistliche ein grausamer Bußprediger, der — bei Sterbenden gewiß ohne alle Frucht — den schweren Kampf noch erschwert? Wer soll bei dem Tode sein? Wer kann mehr dem Tode den Stachel nehmen, als das Auge der Liebe? Aber hat gerade die Liebe der Eltern, der Gatten, der Kinder Kraft genug, den lauten Schmerz zu unterdrücken, und nur in stiller innerer und äußerer Sorge die letzten Dienste zu erweisen? Sie muß diese Kraft haben und sie hat sie, denn die wahre Liebe ist stark. Den Angehörigen zur Seite steht der Arzt, der, wenn er seine richtige Stellung einnimmt, der Freund seines Kranken ist, und den Freund verläßt man im Sterben nicht, mag er wissen, daß der Augenblick gekommen, von dem an seine geistige Entwickelung an einem andern Orte weiter geht, oder mag er die letzten Qualen für eine Krisis halten, die ihn der lange ersehnten Genesung zuführt. Der Arzt mit den Angehörigen zugleich kann und soll die letzten, nicht mehr deutlichen Wünsche errathen; er soll, wo der Tod bewußt eintritt, trösten und beruhigen; er kann bezeugen, da er der erfahrenere und ruhigere ist, daß der Todeskampf in der Regel viel leichter ist, als die schon überstandenen Vorbereitungen dazu, und durch seine thätige Sorge allein wird er schon zur geistigen Beruhigung beitragen. Kleinliche Sorgen quälen den Sterbenden, traurig ist es zu sagen: hieher gehört namentlich das sogenannte anständige Begräbniß. Es sind auch ernsthafte, wahre Sorgen, die den Stachel des Todes schärfen, wenn eine Mutter sich von einem Häufchen unerzogener Kinder trennt, oder wenn der Ernährer von denen scheiden soll, die seiner Stütze noch lange bedurft hätten. Aber der wahre Arzt

kann auch hier viel thun, doch nur dann, wenn er von der Religion wirklich durchdrungen ist und selbst weiß, daß den Menschen nichts zufällig trifft. Wie oft soll der Arzt kommen? Wie lange soll er bleiben? Wie hat er zu dem Einfachen, dem Armen zu sprechen und zu handeln, wie zu dem Verwöhnten, dem Reichen, wie zu dem Zweifler und zu dem Ergebenen? Es giebt, wie gesagt, für des Arztes Benehmen bei Sterbenden, für seine Haltung, für seine Thätigkeit kein Recept; er folgt seinem Genius, der, wenn er seine Stimme hört, ihn zum Rechten leiten wird; aber er bedenke, daß der Tod fast immer, wenn er mit Bewußtsein eintritt, etwas Herbes hat, daß selbst das kindliche Alter hiervon nicht ausgeschlossen ist.

Erleichtert wird die Pflicht für den Arzt und geringer die Gefahr, unrichtig zu handeln und zu sprechen, weil in so vielen Fällen der Tod unbewußt erscheint. Aber auch der unbewußte Sterbende hat Rechte an seinen Arzt und seine Umgebungen. Alle die kleinen körperlichen Erleichterungen und Hülfsmittel, welche dem mit Bewußtsein Heimgehenden wohlthätig sind, dürfen auch hier nicht fehlen, und die lauten Klagen bei einem schon halbgebrochenen Auge müssen verstummen: es ist dies eine Pflicht der Schonung, der Liebe. In der Bewußtlosigkeit, sie sei scheinbar oder wirklich, erhalten oft noch lange die Sinnesorgane ihre eigenthümliche Thätigkeit. Wie schrecklich, wenn das letzte, was das Ohr vernimmt, laute, vielleicht sogar egoistische Klagen sind, um den sonst geliebten Todten? Man hat hie und da gewünscht, Sterbende unter Musik hinüberschlummern zu lassen, weil man weiß oder annimmt, daß der Sinn des Gehörs am längsten empfänglich bleibt; aber eine ernste Stille, die etwas Heiliges hat, paßt wohl mehr; — sie befördere der Arzt.

Der Athem stockt, das Auge ist gebrochen, der Puls hat aufgehört zu schlagen; der Arzt hat Alles gethan, was in seinen

Kräften stand, im Handeln und Unterlassen, um den schweren Kampf zu erleichtern; er hat die Angehörigen unter gleichem Beistande ermahnt und sie unterwiesen. Wie geht es nun zu unmittelbar nach dem Hinscheiden einer vielleicht für viele Köpfe hochwichtigen Person? Der offene Mund wird zusammengeknetet, das trübe Auge verschlossen. Dutzendweise fast kommen Handwerker, um ihre Dienste dringend und mit unzarter Sorge anzubieten; die Kirche verlangt unter verschiedenen Formen ihre Abgaben, die erweichten Gemüther lassen die verschiedenartigsten Betrügereien geduldig zu, um der gräßlichen Geschäfte bald überhoben zu sein. Der warme Körper wird — denn die Angehörigen ziehen sich alsbald zurück — von den kalten Händen der Leichenwäscherin sogleich aus dem warmen Bette genommen, um nicht zu sagen geschleift; in kalter Zugluft liegt er da auf Stroh; er wird gereinigt, zum Sarge geputzt, in diesen gelegt, oft ohne daß ein Verwandter die Leiche noch einmal zu sehen wünscht; sie wird begraben: daß dies anständig geschehe, ist eine Hauptsorge, und dieser Anstand ist es, dieser eitle und unglückselige Anstand, welcher die Herzensnoth bei Unbemittelten oft durch die Geldnoth verdrängt. Nur in Ausnahmsfällen bekümmert sich der Arzt noch um die Leiche, dann besonders, wenn ihm die Section gestattet wird, die ihm aus Dankbarkeit schon nie verweigert werden sollte; außerdem sieht er den Leichnam, wenn es verlangt wird.

So ist es leider, und die ganze Unsitte dieser Verfahrungsart besteht nur aus barbarischen Zügen; alle Saiten dieses Spiels geben nur Mißtöne; sie dürfen hier nicht berührt werden, wo nur von der Leiche die Rede sein kann. Die beaufsichtigende Sorge gehört nur dem Arzte an; an ihm wäre es, hier besonders kräftig einzuschreiten.

Welches sind die Zeichen des wirklichen Todes? Mit andern Worten: wann hat der Mensch aufgehört Mensch zu

sein, und wann ist sein Körper mit vollkommner Gewißheit als Leiche zu betrachten? Jeder Arzt kennt die Unsicherheit der gewöhnlich angegebenen Todeszeichen; jeder Laie hat eine sich mehrende Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden; kein Arzt behauptet heute mehr, daß der wahre Tod eintritt mit dem letzten Seufzer, er kann noch weniger behaupten, daß immer und überall alle selbstbewußte Empfindung aufgehört habe, mit der Fähigkeit sie zu äußern. Der Glaube, die wissenschaftliche Ueberzeugung kann hier nicht genügen. Die Hülflosigkeit des Neugeborenen drängt Jeden zu der aufopferndsten Sorge, durch eine ganze, oft Jahre einnehmende Krankheit fehlt es nicht leicht an erfreulichen Beweisen zartester Pflege, diese hört nur oft leider mit der schwindenden Hoffnung zur Genesung auf; mit dem eintretenden Tode, nicht mit dem vollendeten ist aber alle Sorgfalt, alle Pflege zu Ende; der Egoismus tritt an die Stelle der Selbstentäußerung, die bis zum letzten Athemzuge verhaltenen Klagen machen sich Raum, die vernachlässigte Selbstpflege beginnt, während die natürliche Wärme des Gestorbenen noch nicht entwichen ist.

Der letzte Athemzug ist nur das Signal des näher gerückten Todes, mit ihm ist er nicht vollendet; wenn der entzündete Magen brandig geworden, so tritt auch der allgemeine, unvermeidliche Tod ein, aber er ist noch nicht vollendet; das Aufhören der Athmungsbewegungen bringt ihn seiner Vollendung näher; erst mit dem Aufhören der lebendigen Reaction, erst mit dem Beginn der chemisch-physikalischen Gesetze, die sich im faulenden Körper geltend machen, ist derselbe wirklich todt und reif, der Mutter Erde wiedergegeben zu werden. Unter so barbarischer Behandlung von Körpern, wie wir sie häufig unter Augen haben, mag mancher Scheintodte gemordet worden sein, und doch findet sich mehr als ein Beispiel, daß die Lebenskraft durch eine Wiederauferstehung die Behandlungsweise überwand.

Hier mehr als in tausend andern Verlegenheiten und nicht zu billigenden Verfahrungsweisen kann der Arzt viel thun; giebt er das wünschenswerthe Beispiel fortgesetzter Sorgfalt, ordnet er das fortgesetzte Liegen des Körpers in dem warmen Bette, in dem warmen Zimmer an, giebt er zu erkennen, daß kein Mensch wisse, wie weit bei aller äußern Empfindungslosigkeit das Bewußtsein noch vorhanden sei, so wird es wenig Menschen geben, die seinen Lehren nicht in blindester Unterwürfigkeit folgten; das eine Beispiel wird gut zurückwirken, und die ungeziemende Behandlung unserer Todten wird eine bessere werden; denn erst mit dem unzweifelhaften Tode des Menschen hört die Sorge des Arztes für die Euthanasie auf.

Es ist zwar nicht zu läugnen, daß der Erfüllung dieser Wünsche manche erhebliche Rücksichten entgegenstehen; aber sie sind nicht unüberwindlich. Die meisten Familien sind in ihren wohnlichen Räumen beengt; es ist für die Lebenden kaum Platz, die Kranken, — selbst die Aermsten haben leider Scheu vor öffentlichen Heilanstalten, — werden kümmerlich untergebracht, vor Todten, sogar vor den Leichen der im Leben Geliebtesten, haben die Meisten Furcht; ob dem aber abzuhelfen, durch die namentlich jetzt wieder so in Anregung gekommenen Leichenhäuser, würde unsere Betrachtungen zu weit führen.

Die Aerzte haben es lange versäumt, sich die diätetische Herrschaft über ihre Kranken zu erhalten; die Erfindung der Homöopathie hat sie dafür bestraft, und wenn diese auch durch den gesunden Menschenverstand über kurz oder lang wieder verdrängt sein wird, so kann es doch für eine große Spanne Zeit nicht gelingen, dem ärztlichen Stande den Grad von blindem Vertrauen, von hingebender Zuversicht wieder zu erringen, in dem sich unsere Vorfahren, Leidende und Heilende, so wohl befanden. Es bedarf einer geringern Kraft, sich im Besitz zu

erhalten, als Verlorenes wieder zu gewinnen; die Zeit der absoluten Monarchie, deren der Arzt so sehr bedarf, um in ihrem ganzen Umfange die edelste aller Künste zu treiben, ist vorüber, durch unsere eigene Schuld.

Die Macht, das Ansehen, der Glaube an den ärztlichen Stand wird noch geringer werden, wenn seine Priester fortfahren, nur der Krankheit, nicht dem Kranken ihr Interesse zu schenken, wenn das wissenschaftliche Streben allein von dem Faktor des Verstandes ausgeht, wenn das Herz schweigt und nur der Kopf spricht; es werden dann die unseligen Verhältnisse immer tiefer Wurzel schlagen, nach denen der Arzt nur in der Noth gesucht wird, dagegen überflüssig erscheint, wenn die Noth vorüber; sei es, daß er geholfen, oder daß er den Ausspruch thut: er könne nicht helfen. Er hat dann, einem Handwerker gleich, der dem Genesenden ein neues Kleid arbeitet, oder dem Gestorbenen seinen Sarg verschafft, gegen Bezahlung gethan, was zu thun ihm aufgetragen wurde. Er that seine Pflicht, und kann auf seinen pflichtmäßigen Lohn Anspruch machen. Es ist aber gerade der schönste Vorzug unseres göttlichen Berufs, daß die selbstauferlegten Pflichten unendlich viel größer sind, als die, welche das Gesetz uns vorschreiben kann; und wenn so selten und schwer dem Arzte eine verkehrte oder vernachlässigte Pflichterfüllung nachgewiesen werden kann, wenn also die Wissenschaft und Kunst größtentheils über den handgreiflichen menschlichen Normen steht, so fühlt sich der edle Heilkünstler doppelt angetrieben, mehr zu thun, als seine Pflicht ihm vorschreibt: ganz mit Kopf und Herz seinem Kranken anzugehören, wie dieser ihm zugehört. Ueber dem Gesetze, welches in einem Staate der Herrscher repräsentirt, hat sich dieser ein höheres Recht vorbehalten, das Recht der Gnade, und über den Pflichten, welche den Aerzten das Gesetz vorschreibt, haben sie noch eine höhere, deren Gesetzgeber sie selbst sind — es ist die Liebe zu einer Wissenschaft, welche

den Nebenmenschen zum Gegenstande hat, und sich dadurch von jedem andern Zweige der Naturwissenschaft unterscheidet. Die Erfüllung der Liebespflichten wird aber belohnt durch Bewußtsein; sie kommt dem Arzte, dem Kranken, ja sie kommt der Stellung des gesammten ärztlichen Standes zu Gute.

III.

Aerztliche Lebenspolitik.

Aerztliche Sitten und Bräuche.

Ein Beitrag zur Geschichte der Zeit.

(Aus dem Französischen.)

„Rusticus expectat, dum defluit amnis."
Horat.

In den Sitten und Bräuchen der französischen Aerzte ist seit der Revolution eine völlige Umwälzung vorgegangen. Man muß gestehen, daß die Sitten unserer Vorfahren viel strenger waren. Ernst im Anstande, eine gewisse Würde im Betragen, eine gemessene Sprache, waren ihnen zur Gewohnheit geworden, und pflanzten sich als heiliges Vermächtniß vom Vater auf den Sohn fort. Es ist wahr, daß dieses gemessene Betragen bei Vielen steif wurde und mehr als einen Pedanten machte; muß man aber deswegen in das entgegengesetzte Extrem verfallen? — Vergleicht man das ernste Betragen der Aerzte von ehemals mit dem gewandten zierlichen Wesen, dem sans façon unserer jungen Aeskulape, so findet man, daß bei diesem Wechsel mehr verloren als gewonnen worden. Die Aeltesten der Fakultät standen vor Zeiten in hoher Achtung; jüngere Aerzte hörten auf ihre Worte, zogen sie bei jeder Gelegenheit zu Rathe, und diese Rücksicht für das Alter zeigte sich in einem noch schöneren Lichte, wenn einer der älteren Aerzte erkrankte.

Zwanzig Jahre vor der Revolution übte ein Mitglied der Fakultät, mit Namen Baron, seine Kunst aus, obschon er blind war: er hatte zwei blinde Pferde und einen einäugigen Kutscher; auf acht Augen also nur ein gesundes, aber das Eine genügte. Dieser Arzt wurde von seinen Collegen geehrt und wie früher consultirt. Man beobachtet noch jetzt gewisse Rücksichten gegen einen unglücklichen Collegen; aber diese sind mehr persönlich, und erscheinen nicht als Pflichten für den Gesammtkörper.

Den Geist der Einheit, der früher herrschte, hat die frostige Maxime verdrängt: „Chacun pour soi et Dieu pour tous.“ Unsere Generation glaubt nicht an große Menschen und große Thaten, sie hat zu viel erduldet, zu viel gethan, sie ist zu schnell alt geworden. Es fehlt die Muße, um irgend einen Grundsatz festzustellen; die gemeinen Interessen des Tages verzehren die Zeit, man verbringt keinen Augenblick für jene ruhige Prüfung, für jenes tiefe Forschen, das uns allein zur Enthüllung wissenschaftlicher Räthsel führen kann.

Je mehr man die Stellung der Aerzte von Ehemals und Jetzt vergleicht, um so schärfer tritt der Gegensatz in ihren Ansichten, Sitten und Bräuchen hervor. Das reiche Costum kam jenen wohl zu Statten. Ich begreife, daß man mit der Zeit fortschreiten soll; daß der Philosoph sich von seinem Schneider kleiden lassen müsse; aber wäre es nicht wünschenswerth, daß es der launischen Mode endlich einmal gefiele, auch für die Aerzte ein Costüm zu erfinden, das ihrem hohen Berufe angemessen ist? Weiß man nicht, welchen großen Einfluß oft Kleinigkeiten auf menschliche Verhältnisse ausüben? Ein edles würdevolles Costüm flößt Achtung ein, erregt Aufmerksamkeit und gewinnt oft das Zutrauen. Mad. Necker wollte den berühmten Corvisart durchaus nicht zum Arzte ihres Spitals ernennen, weil er nicht würdevoll gekleidet war, und vielleicht

hatte sie Recht, wenigstens für ihre Zeit; und wenn Mademoiselle Arnold zu einer ihrer Freundinnen sagte: „Um des Himmels willen, bringe die Frisur des Herrn Barthez nicht in Unordnung, Du nimmst ihm die Hälfte seines Einflusses," so sprach sie damit eine tiefere Wahrheit aus, als Mancher glaubt. Andere Zeiten, andere Sitten, also auch andere Moden; aber der Unterschied ist zuweilen so überraschend, so außerordentlich, daß man kaum glauben sollte, es seien Leute desselben Standes, die so ganz verschieden gekleidet sind. Dort ein Doctor im Sammetkleide, goldene Schnallen zieren seine Schuhe, er trägt ein kostbares Rohr mit goldenem Knopfe, ein Solitair glänzt an seinem Finger, Manchetten und Jabot von den feinsten Spitzen zieren ihn; eine mächtige Perrücke deckt sein würdiges Haupt; kurz, Du bemerkst an ihm jene vollendete Toilette, die einen Arzt aus den alten Tagen bezeichnet. Hier einen Andern mit kurzgeschnittenen Haaren, großen Backenbärten, die wie Rahmen das Gesicht umschließen, im schwarzen, knapp anschließenden Kleide, mit schwarzer, glänzender Cravatte. Ein Dritter hat die brennende Cigarre im Munde, er trägt ein Militärkleid und den Degen an der Seite, die Bärenmütze oder den Czako auf dem Kopfe. Man sieht, wie sehr sich auch die äußere Erscheinung des Arztes, vielleicht nicht ganz zu seinem Vortheile, umgestaltet hat. — —

Die feinste Weltkenntniß war dem Arzte von Ehemals unumgängliches Bedürfniß, wenn er sich in den hohen Kreisen behaupten wollte, in die ihm sein geachteter Stand Eintritt und ehrenvolle Aufnahme verschaffte. Diese von den älteren Aerzten zur Wissenschaft erhobene Weltkenntniß ist es, die den heutigen Aerzten zumeist mangelt. Aber wir dürfen es nicht diesen zur Last legen. Es ist der vollkommenste Wechsel der Nationalsitten, der einen so mächtigen Einfluß auf die Bildung der Aerzte übte. Ein Arzt, der sich am Hofe oder in den höheren Kreisen einen Namen machen wollte, mußte eine

hinreichende Dosis von Geist und savoir vivre zur Verfügung haben; es war ihm jene Blüthe des bon ton unentbehrlich, die unsere Nation charakterisirt; jene Urbanität, der man so selten in unseren Tagen begegnet, wo man sich nur an die positiven Bedürfnisse des Lebens in der trockensten Bedeutung des Wortes anklammert. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen an die Anmuth in Wort, Geberde und Haltung eines Hallé, Portal, Demours und so vieler anderen Aerzte? Man durfte sich bei den Großen nicht befangen, nicht vorlaut, nicht kriechend und nicht zutraulich zeigen; es war ein Verein von Kleinigkeiten, die man doch alle scharf erkennen und erfassen mußte.

Es war eine auserlesene Freiheit im Betragen, eine Eleganz der Formen und der Sprache ohne alle Uebertreibung. Es war bei den Frauen jenes liebenswürdige Benehmen, jene Galanterie de bon ton, die nie die zarten Gesetze der Sittlichkeit verletzt. Wehe dem Unbeholfenen, der sich nicht schnell den feinen Tact der Anständigkeit und der Sitte anzueignen wußte; er wurde bald entfernt. —

Als Senac Leibarzt des Königs wurde, ließ er sich beim Herzog von Orleans durch Fizes vertreten; aber dieser mißfiel und wurde weggeschickt. Senac sagte bei dieser Gelegenheit: „Ich habe ihm vorgeschrieben, ernst an's Krankenbett zu treten, den Puls zu fühlen, sich die Zunge zeigen zu lassen, Alles genau zu besehen, wenig zu sprechen, sich in seine Perücke einzuhüllen und einen Augenblick mit geschlossenen Augen zu verweilen, sein Gutachten auszusprechen und sich ohne Verbeugung zu entfernen; anstatt alles Dessen hat mein Doctor geplaudert wie eine Elster, hat von Politik und Literatur gesprochen und über's andere Wort votre altesse sérénissime gesagt; jetzt hat er, was er verdient und was Jeder erfahren sollte, der nicht auf den Rath eines Aelteren hört. Selbst Barthez mit seinem ausgezeichneten Wissen konnte sich nicht

lange halten; er wurde verspottet und ausgelacht, während Tronchin, Vicq d'Azyr und andere minder berühmte Männer sich fest behaupteten. Bonvart war trotz seines scheinbar barschen Wesens sehr gesucht. Seine hohe Gestalt, seine breite Stirn, die eine Narbe zierte und von der Diderot im Scherze äußerte, er habe sie empfangen, als er etwas ungeschickt die Todessichel lenkte, — seine treffenden Aeußerungen, sein würdevolles Benehmen, dieses Alles erhielt ihn auf dem hohen Posten, wohin ihn der glückliche Zufall berufen. — —

Im Ganzen beobachteten die Aerzte zu jener Zeit mehr Ernst und Würde bei ihren Besuchen und Consultationen. Die Scenirung (man erlaube mir diesen Ausdruck) war sorgfältiger, und alle Welt, Aerzte und Kranke befanden sich wohl dabei. War der Fall nicht sehr dringend, so ließ ein Arzt der großen Welt immer auf sich warten, dann kam er in seinem Wagen, und der Kutscher war wohl darauf bedacht, den Wagen zweimal im Hofe zu wenden und die muthigen Rosse stolziren zu lassen. Endlich stieg der Doctor aus, ohne sich sehr zu übereilen; am Fuße der Treppe erwartet ihn ein Diener des Hauses, er steigt mit gemessenen Schritten die Treppe hinan, als wäre er von Besuchen ermüdet. Im Vorsaal empfängt ihn der Hausherr, den er mit einer Verbeugung begrüßt, die dessen Range genau angemessen ist. — Man führt ihn in das Krankenzimmer, er sammelt sich in einem Fauteuil, nimmt aus einer goldenen Dose eine Prise, die er in kleinen Portionen mit der Miene tiefster Aufmerksamkeit einzieht. Seine Worte und Fragen sind genau, kurz, oft sententiös, im belehrenden Tone. Nachdem er den Kranken gehört und untersucht hat, schreibt er sein Recept immer in lateinischer Sprache und mit geheimnißvollen, nur Eingeweihten verständlichen Zeichen; dann spricht er einige Hoffnungsworte, grüßt den Kranken und die Umstehenden und verläßt das Krankenzimmer, vom Hausherrn bis zur Treppe, von den Dienern bis an seinen Wagen

geleitet. Die Visite ist beendigt. Das nenne ich doch Poesie der ärztlichen Praxis. Man wäre übrigens im Irrthume, wenn man glaubte, daß unsere Vorfahren eine Rolle zu spielen glaubten, wenn sie so handelten und sprachen. Nein! es war Natur, Gewohnheit, Ueberlieferung und die Ueberzeugung, daß man als Arzt selbst in den scheinbar geringfügigsten Dingen immer mit Ernst und Würde auftreten müsse.

Das Schwierigste für die ehemaligen Aerzte war es, die Würde ihres Standes mit andern Eigenschaften zu vereinen, wenn sie es mit Frauen zu thun hatten, besonders mit denen von hohem Range. Eine Dame von hoher Familie war fest überzeugt, daß das adelige Blut, das in ihren Adern rollte, sie weit über die gewöhnlichen Sterblichen erhebe und konnte, wenn sie erkrankte, nur schwer zu behandeln sein; der Arzt mußte in einem solchen Falle alle seine Kunst und seine Weltkenntniß zu Hülfe nehmen, wenn er sich behaupten wollte. Selbst Sylva, von dem Voltaire so viel Rühmliches erzählt, konnte sich nur mühevoll erhalten. Als er die Unvorsichtigkeit beging, einer Herzogin zu sagen, daß ihr Unterleib weich und schlaff sei, wurde er schimpflich verabschiedet; seit diesem Unfalle pflegte er in ähnlichen Verhältnissen zu sagen: Le ventre est satisfaisant. — Die Aerzte, unsere Vorfahren, mußten daher die Frauen auf ihre Seite bringen; denn davon hing ihr Ruf ab. Ein alter Arzt möchte vielleicht so gesprochen haben: „Ehret die Frauen, verschafft Euch Lobrednerinnen, und die Lobredner werden nicht ausbleiben. Hier ist das Gesetz und die Propheten."

Man sieht, daß die Aerzte von Ehemals sich Mühe gaben, großen Herren zu gefallen, deren Wohlwollen zu gewinnen und sich unter ihren Schutz zu begeben; heutzutage sucht Jedermann den Redacteur irgend einer Zeitschrift zu gewinnen, ihn in sein Interesse zu ziehen, damit er für seinen

Schützling in die Trompete stoße. Hier kann man den Unterschied in Sitten und Bräuchen mit Händen greifen, und dennoch ist das leitende Prinzip hier wie dort dasselbe. „Vor der Macht im Staube kriechen, sich vor seinem eigenen Schatten krümmen," das ist das Gesetz der Menschheit. Als ein berühmter Chemiker des achtzehnten Jahrhunderts in einer seiner Vorlesungen, der ein Fürst beiwohnte, sagte: „Diese beiden Säuren werden die Ehre haben, sich in Gegenwart Ew. Durchlaucht zu verbinden!" drückte er sich blos im Geiste seiner Zeit aus. Heute würde derselbe Chemiker zu dem Redacteur eines gelesenen Journals sagen: „Sprechen Sie von mir, und mein Ruf ist gemacht. Reden Sie, und man wird Ihnen glauben." — Viele Aerzte kennen die Kraft dieses Mittels und suchen es mit mehr oder weniger Gewandtheit zu benutzen.

Das Mittel an und für sich ist keineswegs tadelnswerth; die Presse, dieser Spiegel unserer beweglichen Gesellschaft, dieser elektrische Conductor, der mit des Lichtes Schnelligkeit den Irrthum und die Wahrheit forträgt, ist sie nicht die tägliche Offenbarung von Allem und für Jeden? Was ist also natürlicher, als daß man zu ihr seine Zuflucht nehme; kann es etwas Gesetzlicheres, Ehrenvolleres geben? Aber es muß uns mit Entrüstung und Unwillen erfüllen, wenn wir sehen, daß jenes mächtige Organ mehr dem Charlatanismus als der echten Wissenschaft nützt. — Es ist der falsche Lärm, durch den sich die Mittelmäßigkeit zu erheben sucht; es sind jene ärztlichen Formeln und Anpreisungen, denen wir leider nur zu oft in den Spalten der Presse begegnen; es ist die traurige Bemerkung, daß sich das Publikum, jener Tyrann, der blos zum Hohne geboren zu sein scheint, von dem Ersten Besten mystificiren läßt; es ist die düstere Wahrheit, daß der gemeinste Intrigant durch den Angelhaken einer lobhudelnden Ankündigung sein Gift an Mann zu bringen weiß, und den ärztlichen Stand beschimpft, indem er mit seinem Diplom einen schimpf-

lichen Handel treibt — es ist der Verein aller dieser Schändlichkeiten, der jeden von der Heiligkeit seines Berufes durchdrungenen Arzt mit tiefer Trauer und Abscheu erfüllen muß! —

Zwei große Nachtheile entspringen aus dem Mißbrauche der Presse. Männer von ausgezeichnetem Verdienste verschmähen es, in dieses pêle-mêle einer taxirten Reputation einzutreten; und da sie nur zwischen ein wenig mehr Vermögen und strengerer Rechtlichkeit zu wählen haben, so hat ihr stolzes und gerades Bewußtsein ihre Wahl bald bestimmt. Im Grunde wissen sich (wenige ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet) nur die Charlatane zu bereichern, weil sie den meisten Lärm am geschicktesten zu machen wissen, und die Stimmung des Publikums genau kennen. Es muß sich hier Jedem der Widerspruch zwischen unseren Gesetzen, Sitten und jenem alten Möbel, das man Weisheit nennt, ohne zu wissen warum? aufdringen. Heutzutage geht der Reichthum über Alles; er öffnet die Wege, erleichtert jede Stellung; und was folgt daraus? man sucht sich Vermögen zu erwerben, sei es auf was immer für eine Weise. Wenn der goldene Zweig den Zugang zu jeder Ehrenstelle eröffnet, so wird auch jeder Mann, der nichts hat, auch nichts sein; und ist dies nicht die Ursache, daß so wenige Aerzte eine höhere gesellschaftliche Stellung einnehmen?

Nur der Geheimnißkrämer erwirbt sich schnell Namen und Vermögen; sein Gold, das er im Schmutze sammelte, ist nichts desto weniger von echtem Gepräge, es riecht nicht übel. Und wenn das Einkommen eines solchen Menschen 30,000 Livres beträgt, so kann es ihm Niemand streitig machen, besonders wenn der Ehrenmantel die Schändlichkeit seiner Mittel bedeckt. Es sind jetzt wohl zehn Jahre, als ich mit einem derlei Arzneikrämer sprach. „Was wollen Sie?“ rief er, „man muß leben und seine Carriere machen; ich habe meine gemacht, ich wußte das Publikum geschickt zu behandeln und bin nun

reich und hochangesehen; ich will mich auf meine Güter zurückziehen und zum Deputirten wählen lassen; wer weiß, was dann folgt?" Er hatte vollkommen recht, dieser prophetische Charlatan, aber welche Sittenschule! In der That muß man die Kunst lernen, sich vor den Mysterien menschlicher Narrheit zu erniedrigen, und man hat gewonnen Spiel. Es herrscht eine solche Anarchie, daß die Gesetze der medicinischen Polizei, wie sie jetzt bestehen, ihre Wirksamkeit verloren haben; wir sind auf dem Punkte, daß man von einem Arzte sagen wird: Er ist zu rechtschaffen, um sein Glück zu machen! —

Selbst zum Börsenspiel haben sich Aerzte erniedrigt, um so schnell als möglich ein großes Vermögen zu erwerben, ohne welches es für sie weder Glück noch Seligkeit giebt. Auch die alten Aerzte suchten sich Vermögen zu erwerben; man weiß sogar, daß Chirac über Law's Bankerott so erschrocken war, daß er, den Puls der Herzogin von Berry befühlend, ausrief: ça baisse, ça baisse, worüber die Prinzessin so erschrak, daß er sich schnell von seiner Zerstreuung erholen mußte, um sie zu beruhigen. Dessenungeachtet war dieser verderbte Geschmack nur auf Individuen beschränkt; in unseren Tagen aber, wo die ganze Gesellschaft auf der Börse beruht, für und durch sie lebt, hat sich die Spekulationswuth jedes Standes bemeistert. Es giebt Aerzte, die genau die Bräuche, Gewohnheiten, die Sprache und Kniffe der Börse kennen und ausüben. Es ist Mancher so vertieft und durchdrungen von diesem Idiome, daß er Dir, wenn Du mit ihm über ärztliche Erfahrung sprichst, zur Antwort giebt: „Was kümmert's mich? je suis à cheval sur mes primes." So was hat man vordem nie erlebt, weil sich die Würde unseres Berufes und die Wachsamkeit der Fakultät dagegen stemmte.

Ich will diese Studien ärztlicher Sitten und Bräuche nicht weiter verfolgen und bemerke nur, daß die Mehrzahl dieser

Mißbräuche von der Mangelhaftigkeit der medicinischen Gesetzgebung herrühre, daher die gebieterische Nothwendigkeit, sie zu ändern und zu verbessern; dies ist der allgemeine Schrei, dies ein tiefgefühltes Bedürfniß der Aerzte unserer Zeit. Wir sind an den Leichnam eines Gesetzes gebunden, das, wenn nicht de facto, doch dem Geiste nach erstorben ist; auf kurze Zeit könnt ihr diesen Leichnam durch elektrische Funken erregen, nie zum neuen Leben erwecken. Wir dulden und warten, aber wir hoffen auch; noch bis jetzt stehen wir dem Horazischen Bauer vergleichbar: „rusticus exspectat dum defluat amnis.“ Die Zeit verrinnt, Mißbräuche wurzeln immer tiefer, der böse Hauch des Charlatanismus umnachtet selbst die hellsten Köpfe, die guten medicinischen Ueberlieferungen verwischen und verlieren sich. Man muß fürchten, in der Folge auf unüberwindliche Hindernisse zu stoßen. Will man die Wurzel des Uebels erfassen, will man auf breiter Basis fußen, dann müssen alle neuen Bestimmungen von dem Prinzip der Vereinigung und engen Verbrüderung ausgehen; nur so wird das schöne Gebäude fest und unerschütterlich bestehen. Man kann über alle andern Dinge verschiedener Meinung sein; aber in diesem Brennpunkt muß sich Alles treffen.

Von der Charlatanerie.

Die Charlatanerie ist, um diese Charaktereigenschaft in einen Begriff zu fassen, die zuverlässige Zusage eines Vermögens zu heilen bei mangelnder oder ungewisser Ueberzeugung von diesem Vermögen, aus schnöder Gewinnsucht.

Es ist, weil diese Zusicherung in der Regel des Gewinnes halber geschieht, eine der gröbsten und verabscheuungswürdigsten aller Gaunereien und Beutelschneidereien. Denn der Charlatan verheist dem Leidenden gewisse Hülfe, während er selbst gar wohl weiß, daß ein solches Versprechen reine Lüge ist, und hält ihn, wenn er vielleicht anderweitig durch richtige Behandlung heilbar wäre, ab, dieser sich zu unterwerfen. Man kann deshalb nur die Art des Betruges als wahre und qualificirte Charlatanerie gelten lassen, die obige Charaktere mit dem Zusatze der Gewinnsucht an sich trägt, während dem die Charlatanerie aus Dünkel, oder aus der wohlmeinenden Absicht einer heilsamen Täuschung in gefahrdrohenden Krankheiten nicht mit jener zu vermischen ist.

Der wahre spitzbübische Charlatan ist nun der Art, daß er sich das Ansehn giebt, als wäre er im Besitz ganz besonderer Kunde und Wissenschaft. Er verachtet oder stellt sich, als verachte er Alles, was vor ihm war und geschah, und was neben

ihm ist und geschieht. Besonders ist es ihm lieb, wenn er große Autoritäten in den Koth treten kann, weil er dadurch eben recht hoch sich zu stellen vermeint. Er stellt sich dabei meist demüthig, weist aber gleichwohl auf eine Vertrautheit mit höhern Wesen oder selbst mit der Gottheit hin, um dieser scheinbar den ganzen Ruhm zu geben; aber dadurch schlägt er seinen Besitz so übertrieben hoch an, daß er ihn für ein Werk übermenschlicher Naturen, für ein Werk, das außer Verhältniß zu den gewöhnlichen Kräften der Menschheit steht, auszugeben bemühet ist. Nach Gebet und innigem Flehen ist ihm das Geheimniß offenbart, wie er seine Anhänger versichert, wohl wissend, daß auch sein Ruhm nicht eben leidet, wenn er sich zum Werkzeuge edler Art, aber der unsichtbaren Mächte, stempelt, mit denen er dann auch den Gewinn, und das ist die Hauptsache, nicht zu theilen nöthig hat. Dieser Charakter ist bis zu diesem Punkte dem allgemeinern der Schaamlosigkeit des Theophrast zu vergleichen. Es gehören indeß noch mehrere specielle Züge hierher, die jetzt folgen mögen.

Wie es in der Religion zweierlei Species giebt, z. B. in Japan, die eine Art für den Pöbel, und die andere für die Noblesse: also giebt es auch in der Charlatanerie zweierlei Species, die pöbelhafte und die noble. Die erste zeichnet sich durch eine derbe Handgreiflichkeit aus und existirt in ihrer krassesten Form im gebildeten Europa fast nirgends mehr. Die bekannten Karren der Marktschreier, diese ersten Rudimente mahlerisch interessanter Charlatanerie und Zahnbrecherei, ähnlich dem Thespiskarren, dem Rudimente der Schauspielkunst, sind verschwunden. Allein die Sache existirt noch in zeitgemäßerer Gestalt, ohne auffallende Aeußerlichkeit und am nächsten kommt ihr noch die bramarbasirende Chirurgie mancher Waghälse und auf Kosten Anderer. Der junge Herr Doctor will z. B. schnelle Ernte halten, was hat er zu thun? Er schafft sich ein Kutschchen an, und läßt jagen, was die Pferde nur können. Er könnte noch alle seine Besuche auf seiner

Stube sitzend abmachen, allein er muß im Publikum erscheinen. An allen Straßenecken hält sein Wagen. Er wird beachtet, man fragt: Wessen ist dieser glänzende Doctorwagen mit bequem heraushängenden Tritten? — Des jungen Herr Dr. N. N. — Hat er schon so viel zu thun? — Er kann sich vor Zudrang nicht bergen und retten! Jeden Tag hält seine Kutsche hier vor des Bürgermeisters Thür an, und ich habe sie beim Räthsherrn N. N., beim Banquier N. N. und noch bei tausend Andern tagtäglich halten sehen. — Das muß ein geschickter Mann sein! Ich will ihn doch auch einmal consultiren. — Der Herr Doctor wird gerufen; er kommt, irrt aber in der Hausnummer und fährt vor bei dem Syndikus B. Ihm wird geöffnet. — Ich bin zum Herrn Kaufmann A. gefordert, der an einer schweren Krankheit leidet, wohnt er nicht hier? — Nein! — Können Sie mir seine Wohnung wohl nachweisen, ich bin der Dr. D. Erlauben Sie, daß ich mir im Comptoir das Adreßbuch geben lasse. — Es geschieht, und eine neue interessante Bekanntschaft wird angeknüpft. Fährt der junge Doctor nun nicht, hat er entweder noch nicht Geld oder Kredit genug zu dieser Charlatanerie, so sucht er auf andere Weise sich bemerklich zu machen. Er steht oft still und nachdenkend auf den Straßen, besonders in sehr belebten Gegenden, zieht sein Taschenbuch heraus, geht mit dem Zeigefinger die lange Reihe seines Visitenzettels durch, als ob er sich viel besinnen müsse, um ja Keinen zu versäumen und zu vergessen. Er affektirt einen Ernst oder erheuchelt ein Mitgefühl; er ist zurückhaltend und vornehm verschlossen; bricht oft in der Gesellschaft plötzlich auf, als hätte er noch viele Geschäfte. Gegen Kollegen ist er anmaßend; gegen gegenwärtige oder zukünftige Kunden freundlich, selbst süßlich. — Andere dagegen machen ihre Rechnung folgendermaßen: Wer stolz und unverschämt ist, von dem setzt man voraus, daß er etwas im Rückhalte habe, das ihn stolz und unverschämt macht; er ist seiner Sache gewiß; er verfährt mit Sicherheit und

bekümmert sich um die Welt nicht, weil er ihrer nicht bedarf. — Also: es lebe die Grobheit! Man läßt sich einen barbarisch großen Bart wachsen, ist plump wie ein Milchhöker, und der Ruf ist fertig! Dies sind aber nur die besondern Gattungen von Charlatanerie für den Pöbel, die feinere für die Noblesse ist natürlich ihrer Aeußerung nach abweichend. Ich meine hier nicht die Noblesse als einen Stand in der Gesellschaft; sondern die wirkliche durch Geistesbildung errungene. In dieser sich geltend zu machen, dazu bedarf es subtilerer Künste neben jener Schaamlosigkeit. Es muß Gelehrten-Staub ausgestreut, und mit Gelehrten-Schein geblitzt werden. Es muß geredet werden von astralischer Lichtmaterie, von Magnetismus und Galvanismus.

Es müssen anderthalbfüßige poetische Redensarten in den Lüften umherschwärmen, so daß der aufmerksame Leser beständig in der Erwartung und Täuschung erhalten wird, es wäre wirklich in dem Klingklang ein Gedanke enthalten, wiewohl in der That nichts als Wind gemacht wird. Ich weiß von einem Charlatan, der es bei fast gar keiner Kenntniß bis zum Unsinn weit in der taschenspielerischen Geschicklichkeit gelehrtscheinenden Unsinn auszukramen gebracht hat. Zum Glück ist dies ein höchst unwissender Mensch, sonst hat er alle Anlagen, ein zweiter Carro Carri zu werden.

Zu den Hauptkniffen dieser Gattung von Charlatanen gehört, außer einer mehr oder weniger ostensibeln Verbindung mit der Geisterwelt und mit religiösen Dingen, eine absichtvolle Zurückgezogenheit von der Welt. Der Geist soll dominiren, wie der Geist dessen, der in Verborgenheit thront. Körperliche Bewegung darf ihnen nicht zugemuthet werden, schlechte Gaben werden verschmähet. Wer ihm nahet, muß kommen, wie ein König aus dem Morgenlande, mit Weihrauch und edlem Golde. Seine körperlichen Wirkungen läßt er durch eine Anzahl dienender Körper, die er Jünger nennt, geschehen. Das ist ein Charlatan in der höchsten Potenz. Zu diesen

gehörte der berüchtigte Cagliostro und der große Geisterbeschwörer seiner Zeit, der Pater Gaßner. Mitunter ist denn auch der Eigennutz dieser Klasse von Charlatanen in demselben Grade subtiler, als die ganze Stellung, zu der sie sich erheben, sublimirter erscheint. Sie sind indeß auch bei anscheinender Uneigennützigkeit in der niedern Sphäre in ihrem reellen Werthe in demselben Maße verabscheuungswürdiger, in welchem sie sich in den Augen der Welt höher zu stellen beabsichtigen, indem sie in allen übrigen der ersten Klasse durchaus ähnlich-gleich sind, und der Betrug auf die höchsten Güter des Menschen zielt, deren Besitz den der niedrigen gleich nach sich zieht.

Dr. Simon jun., antihomöopath. Archiv.

Humoristische Vorlesung.

Von

M. G. Saphir *).

Sympathie, Antipathie, Allopathie, Homöopathie, Hydropathie, oder: auf wie vielerlei Weise kann man zu dem Menschen sagen: Gieb's Geld her!

Mit Ihrer gütigen Erlaubniß, meine hochverehrten Hörer und Hörerinnen, werde ich Sie durch diese meine Vorlesung ganz in die Lage jener Unglücklichen zu versetzen suchen, für welche Sie mir Ihre edle und freundliche Theilnahme schenken. Meine Vorlesung nämlich wird erst Ihre etwaige Erwartung auf's Eis führen, da wird sie einen gewaltigen Stoß bekommen, und nach diesem Eis-Stoß kommt sogleich das ungeheure Wasser, wovor selbst der dritte Stock nicht sicher ist: rette sich, wer schwimmen kann! Jedoch findet ein großer Unterschied zwischen jenem Wasser und diesem Statt, jenes Wasser hat Tausende hingerissen, dieses Wasser wird keinen

---

*) Gehalten im Josephstädter Theater, zum Besten der verunglückten Pesther.

Einzigen hinreißen; dort fanden viele, und hier nur wenige Einfälle Statt, das ist aber nicht zu verwundern meine freundlichen H. und H., wenn man weiß, daß dort Alles auf Sand gebaut war, ich aber baue auf edle Herzen, und das ist ein fester Grund.

Schon einmal, m. f. H. u. H., haben Sie mir Ihre gefällige Aufmerksamkeit zum Besten der Abgebrannten in Wienerisch-Neustadt geschenkt, heute schenken Sie mir dieselbe zum Besten der Ueberschwemmten. Ihre Güte hat also bei mir die Feuer- und Wasser-Probe bestanden, und diese meine Lese-Probe ist zugleich Ihre Gold- und Geduld-Probe. Aus doppeltem Grunde lese ich gerne zum Besten Anderer vor Ihnen: 1. weil man nie besser liest, als wenn man für das Beste vor den Besten liest, und 2. weil man dann nicht von dem Vorleser sagen kann: er liest nicht zum Besten!

Alles ergreift jetzt die Gelegenheit, Alles zum Besten zu haben, und alle Künste, und Wissenschaften und Systeme sind nichts als gute, bessere, und allerbeste Variationen auf das Thema: „Liebe Menschheit, gieb das Geld her!"

Nicht nur bei dieser, leider zu traurigen Veranlassung, sondern auch sonst im Leben, sind z. B. alle Conzertzettel doch nichts als gedruckte Pistolen mit der Inschrift: Liebe Menschheit, gieb das Geld her!" es wird von allen Seiten blind geladen, dann geht's los. Die Meisten blitzen ab! — Die so überhandnehmenden musikalisch-deklamatorischen Conzerte, das sind die Pistolen mit zwei Läufen, das Publikum läuft am Ende auch fort, das ist der dritte Lauf.

In 50 Jahren, m. f. H. u. H., wird es z. B. gar keine Räuber mehr geben; wenn ein Reisender durch einen Wald fahren wird, werden 6 Räuber mit einem Conzertzettel kommen, und werden ihn höflich einladen, zu einer: musikalisch-deklamatorischen Akademie, zum Besten einer heruntergekommenen Räuberfamilie, mit folgendem Programm:

1. Arie aus „Robert der Teufel:" „Ach, das Geld ist nur Chimäre!" vorgetragen von einem dreijährigen Räuberchen, welches seit fünf Jahren auf einer Kunstreise begriffen ist.

2. Monolog aus Hamlet: „Gehört das Geld sein oder nicht sein, das ist die Frage!" vorgetragen von einem Mordkünstler!

3. Humoristische Vorlesung einer geladenen Flinte über das ungeladene Thema: „Schieß mir Geld vor!" — Sämmtliche mitwirkende Räuber haben aus Rücksicht für den Unternehmer ihre Parthien und ihren Antheil übernommen.

Ueberhaupt, m. f. H. und H., sind alle neuen Systeme und Erscheinungen in Kunst und Wissenschaft nichts als eben so viele Umlaute der Ausrufung: Gieb's Geld her! Sympathie, Allopathie, Homöopathie, Hydropathie sind nichts als neue Fragezeichen: Wie soll der Mensch das Geld hergeben?

Meine heutige Vorlesung, der Versuch Wasser mit Wasser zu heilen, reihet sich diesen Systemen ebenfalls an. Das Wasser, m. f. H. und H., gleicht gewissermaßen dem Verstande. Man sagt: Kriegsnoth, d. h. Ueberfluß an Krieg, Feuersnoth, Ueberfluß an Feuer, Hungersnoth, Ueberfluß an Hunger; allein Wassersnoth heißt eben so gut Mangel an Wasser als Ueberfluß an Wasser, gerade wie bei dem Verstande. Ueberfluß an Verstand ist eben so ein Unglück als Mangel an Verstand, und es gäbe oft Gelegenheiten, Conzerte zu veranstalten, zum Besten der Verunglückten durch Verstandes-Ueberfluß. Es ist sonderbar, m. f. H. und H., man bauet barmherzige Anstalten für Jene, welche Mangel an Verstand haben, da braucht man große Lokale, warum bauet man keine barmherzigen Anstalten für jene Unglücklichen, welche Ueberfluß an Verstand haben, da braucht man nur ein ganz kleines Lokal.

Aber, m. f. H. und H., ist es denn mit dem Glücke nicht eben so? Ist nicht Ueberfluß an Glück eben ein sol-

ches Unglück, als Mangel an Glück? Glück und Gold müssen einen Zusatz von harten Metallen haben, wenn sie fest und dauernd sein sollen! Stehendes Unglück ist ein stehender Sumpf, in dem das menschliche Herz verwest, beständige Glücks-Fälle sind wie Wasserfälle, in denen das menschliche Herz versteinert. Das menschliche Leben ist ein Baum, sein Blatt will ein anderes Wetter, seine Blüthe will ein anderes Wetter, und seine Frucht will wieder ein anderes Wetter. Es ist eine traurige Bemerkung, m. f. H. und H., das Glück geht wie ein Pilger durch's Leben, allein und einsam, und klopft nur an einzelne Thüren an. Das Unglück aber zieht durch die Welt wie eine Karavane, wie ein Kranichzug. Auch auf der Erde stehen die Glückssterne allein und entfernt aus einander, die Unsterne aber viel und dicht beisammen, so wie am Himmel die leuchtenden Morgen- und Abendsterne allein durch den Himmel wandeln, das Regengestirn aber und die Nebelsterne stehen in Massen zusammen! Ein Einzelner aus Millionen gewinnt das große Loos, ein Einziger aus Millionen beerbt einen Onkel aus Ostindien, ein Einziger aus Millionen macht eine glückliche Heirath, aber die Pest rafft Millionen hin, Feuer, Wasser, Vulkane zerstören das Glück von Tausenden. Und dennoch vergessen wir es unserem Nebenmenschen in Jahren nicht, wenn er ein Glück gemacht hat, ein Fremder und ein Unglück aber sind uns nur in den ersten drei Tagen interessant. Es giebt nur ein Unglück, m. f. H. und H., welches alle Menschen, ohne Ausnahme, von Grund aus erschüttert — — Ein Erdbeben!

Ein jedes neue System ist ein neues Unglück. Was heißt ein System? mehrere gleichartige Begriffe in einen einzelnen Zusammenhang gebracht; oder deutlicher erklärt: mehrere einzelne zerbrochene Sessel, auf welchen Niemand allein sitzen kann, in eine lange Bank zusammengenagelt, auf welcher Alle miteinander nicht sitzen können.

Die Homöopathie ist ein neues System.

Die Allopathie sagt zu ihren Patienten: „Gieb's Geld her mit Scheffeln." Die Homöopathie sagt: „Gieb's Geld her mit Löffeln." Die beste Auskunft über Allopathie und Homöopathie giebt die 4te Auflage des Brockhaus'schen Konversations-Lexikons. Bei der Rubrik Allopathie heißt es: suche Homöopathie, und bei Homöopathie heißt es: suche Allopathie; sie sind Beide mit Recht gesucht, die Homöopathie sowohl als die Allopathie, obwohl sie nicht im Leben, wie im Konversations-Lexikon, Jene, die sie suchen, sich gegenseitig zuschicken.

Die Philosophie, das Jus und die Medizin sind die drei Grundstücke des menschlichen Geistes. Die Philosophie ist ein Wald, je tiefer man eindringt, desto finsterer und unsicherer. Das Jus ist ein Obstgarten, in dem die Bäume Früchte tragen; und die Medicin ist ein Kartoffelfeld, die Früchte liegen in der Erde!

Der Allopath sagt zu seinem Kranken: „Friß Vogel oder stirb!" Der Homöopath sagt zu seinem Kranken: „Iß Vogel nicht oder stirb!" Und der Hydropath sagt: „Trink Vogel oder stirb!"

In der Allopathie sind die Kranken wie die schlecht verwalteten Theaterkassen: sie nehmen viel ein, aber es giebt nicht viel aus. In der Homöopathie sind die Kranken wie die reisenden Geschäfts-Commis: sie nehmen wenig ein, aber sie erhalten sich von den Diäten. Die Allopathie giebt Medicin, die Homöopathie giebt Versicherungen; die Allopathie braucht Apotheken, aber die Homöopathie braucht Hypotheken.

Unsere Schriftsteller, m. f. H. n. H., sind fast alle Homöopathen, sie wollen die kranke Zeit kuriren und geben ihr solche Mittel, von denen eine gesunde Zeit krank werden muß.

Die Mehrzahl jedoch unserer Schriftsteller sind nicht nur Homöopathen, sondern auch Hydropathen, jede Buchhand-

lung ist ein Gräffenberg, und jeder Buchhändler ein Prießnitz.

Allopathie, Homöopathie und Hydropathie sind die drei Mahlmühlen der Medizin. Allopathie die Windmühle, Homöopathie die Pulvermühle, und Hydropathie die Wassermühle. Allopathie und Homöopathie zusammen machen die Zwickmühle. Im Genre der Hydropathie, m. f. H. u. H., wäre ein literarisches Gräffenberg für schreibkranke Schriftsteller eine wohlthätige Anstalt. Ein Schriftsteller, der an der Schreibsucht leidet, müßte folgendermaßen kurirt werden. Des Morgens gießt man ihm erst einen gestandenen Roman von der Frau von Chézy über den Kopf, gleich darauf bringt man ihm zwölf Seidel frische Journale bei, dann wird er in nasse Makulatur-Matratzen aus Preis-Novellen eingewickelt und tüchtig durchgewalkt, dann führt man ihn in ein Bad aus Briefen von Verstorbenen und Lebendigen, sodann bekommt er ein Douche-Bad aus Musenalmanachen und Albums, dann kommt er unter die dramatische Traufe, und vor dem Schlafengehen trinkt er vier Gläser moderne Humoristik. Wenn der Patient diese Kur sechs Wochen aushält, ist er kurirt, und schreibt sein Lebtag nicht wieder.

Woran liegt es aber, m. f. H. und H., daß man jetzt so viele allopathische, homöopathische und hydropathische Kuren hat, und gar keine sympathischen? Das kommt daher, weil sich jetzt unsere Männer und Frauen ohne alle Sympathie die Cour machen. Bei den Frauen, m. f. H. und H., findet die Homöopathie den meisten Anklang, weil sie, was Scherz und Ernst auch gegen sie sagen mag, auf jeden Fall eine geistreiche Erscheinung bleibt, und die Frauen im Allgemeinen alles Geistreiche schneller und lebhafter erfassen als die Männer. Die Homöopathen mögen daher wie die geistreichen Männer viel geliebt werden, aber vielleicht auch wie jene, selten geheirathet, weil sie Beide — wenig verschreiben.

Die Liebe, m. f. H. u. H., ist eine allopathische Krankheit, die von der Ehe homöopathisch kurirt wird. Was heißt denn eine „Heirath aus Liebe?" das heißt: „Heirath, und aus Liebe." Unsere Liebhaber sagen zu den Töchtern reicher Aeltern: „Mädchen, nimm mein Herz hin!" das ist wieder eine Variation auf das Thema: „Vater, gieb dein Geld her." Plato sagt: „Wenn sich zwei Herzen lieben, so haben sie sich schon einst in einer andern Welt geliebt und haben sich hier bloß wieder gefunden." Das ist ein Finden, bei dem der redliche Finder nicht immer belohnt wird; allein, wie kommt es, daß man in einer andern Welt gewiß nur ein Herz geliebt hat, und hier mehrere wieder findet. Dieses Wiederfinden, m. f. H. u. H., erinnert an eine bekannte Anekdote. Es fand einmal Jemand einen Dukaten; als er ihn zum Wechsler brachte, sagte dieser: „der Dukaten ist nicht vollwichtig, Sie müssen 12 Kr. daran verlieren." — Einige Zeit darauf fand er wieder einen Dukaten, er ließ ihn aber liegen, und sagte: „Ich heb' dich nicht auf, soll ich wieder 12 Kr. verlieren?" so geht es Vielen mit den vielen Herzen, die sie wieder finden, sie lassen es am Ende liegen, indem sie ausrufen: „Soll ich wieder 12 Kr. verlieren?"

Der Mensch, m. f. H. u. H., ist das widersinnigste Geschöpf in der Natur, der unedelsten Triebe schämt er sich nicht, den Mund und Magen speist er öffentlich, sein Herz aber, seine Liebe, seine Sehnsucht zu nähren, das schämt er sich, und sucht das Geheimniß, gerade im Gegensatze mit der gewiß zarten Blumenwelt. Die Lilie erschließt ihren weißen Schooß, und die Rose ihren glühenden Busen, frei dem Hauch der Liebe, die Wurzel aber, mit der sie speist und trinkt, verschließt sie schamhaft in der Nacht der Erde. So unterscheiden sich auch in der Liebe die Männer von den Frauen. Die Frauen, diese Fantasie-Blumen der Putzmacherin Natur, verhüllen ihre glückliche Liebe in stille Schwärmerei, und ihre unglückliche Liebe in durchsichtige Wehmuth. Die Män-

ner aber verhüllen ihre glückliche Liebe in undurchdringlichen Egoismus, und ihre unglückliche Liebe in undurchdringlichen Tabakdampf. Die Männer nennen die Frauen ihre Gottheit, aber die Opfer soll man ihnen selbst bringen, und in Hinsicht der Opfer sind die Frauenzimmer oft umgekehrte Isaks. Isak erkaufte sein Opfer mit einem Schaf, viele Frauenzimmer müssen ihr Schaf noch mit einem Opfer erkaufen! Unter den Männern giebt es mehr falsche Liebhaber und mehr falsche Freunde, unter den Frauenzimmern giebt es bloß mehr falsche Thränen, und mehr falsche Ohnmachten. Die falschen Liebhaber, m. f. H. u. H., sind wie die schlechten Wettergläser, sie stehen auf veränderlich, zeigen auf beständig, steigen auf Blutwärme, und sinken unter Null. — Die falschen Freunde sind wie die Ferngläser, auf der einen Seite vergrößern sie ihren Gegenstand bei Nahe, und auf der andern Seite verkleinern sie ihn bei Weitem. — Die falschen Ohnmachten der Frauen sind auch nichts, als Bittschriften mit geschlossenen Augen, und sagen im Grunde wieder nichts Anderes, als: „Lieber Mann, gieb's Geld her!" Die falschen Frauenthränen aber sind bald zu erkennen; wenn die Frauen weinen und schweigen, so sind das stille Wasser, sie sind tief und quellen aus dem Herzen; wenn die Frauen aber weinen und reden, dann hat es nichts zu bedeuten, denn Frauenthränen mit langen Reden, und Kölnerwasser mit langen Empfehlungen sind niemals echt! — Frauen, die weinen und sprechen auf einmal, sind Wolken, die unter dem Regen donnern, Beides schadet nicht.

Ueberhaupt sind im menschlichen Leben, die Frauen die Wolken, die Männer der Wind, der ihnen nachjagt.

Jedes einzelne Frauenzimmer, und jedes einzelne Wölkchen dienet nur dazu, unsern Lebenshimmel zu verschönern, seine Einförmigkeit zu unterbrechen, und seinen Reiz zu erhöhen; wenn aber viele Frauen, und viele Wolken zusammen

kommen, wenn sie sich gegenseitig entleeren, dann ist das Ungewitter fertig. Von den Frauenzimmern und den Wolken, sind die schwarzen und die brunetten, die Blitz- und Feuerwolken; die gelben und blonden, die näselnden und schmollenden, sie grollen ganz still fort, bis sie uns das Haupt gewaschen haben; die grauen sind die Donnerwolken; die edlen, die lautern, die erhabenen der Frauen, das sind die hochgehenden Wolken, sie kommen dem Himmel am nächsten, durch sie fällt Mondenschein und Sternenlicht milder auf die Erde, durch sie allein vermag das Auge in die Sonne zu schauen, und wenn diese hochgehenden Wolken regnen, so sind es segensreiche Thränen. Diese Wolken sind die Töchter der Sonne, und wer die Töchter haben will, der muß der Mutter klar in's Auge sehen können! So, m. f. H. und H., ist auch die schönste, die herrlichste Frau im Leben: „die Wohlthätigkeit," die Tochter des Unglücks, und wir müssen der Tochter halber uns mit dem Unglück befreunden. Und wächst denn nicht im ganzen Leben jedes Glück an der Grenze eines Unglücks, jede Freude am Rande eines Kummers, jedes Blümchen an den Lippen eines Abgrundes, und das Leben selbst am Saume des Grabes?

Die Züge der wahren Menschheit sind nicht aus dem Glücke zu erkennen, m. f. H. und H., denn das Glück ist ein Porträt-Maler, es schmeichelt; die Züge der wahren Menschheit erkennt man nur aus dem Unglücke, denn das Unglück ist ein Steckbrief, der den Menschen verfolgt, und Steckbriefe zeichnen gräßlich, aber wahr!

Die Freude sieht auf dem menschlichen Antlitze aus, wie ein weltliches Lied, der Schmerz aber wie ein Gebet; in den Freudenthränen spiegelt sich bloß die Erde ab, in den Schmerzensthränen aber der Himmel!

Das ganze Unglück der Welt, m. f. H. u. H., kommt von drei schlechten Einrichtungen der Welt her:

1) Daß man die Häuser von unten hinauf bauet und nicht von oben hinab.

2) Daß in unsern Lust- und Trauerspielen der letzte Akt nicht zuerst spielt.

3) Endlich, daß die Menschen ihre Leichenreden und Leichensteine erst nach dem Tode bekommen, und nicht sogleich, wenn sie geboren werden.

Bedenken sie, m. f. H. u. H., wenn unsere Hausherren anfingen, von oben hinab zu bauen, so würden sie sogleich sehen, daß ihnen der Bau zu hoch kommt; wenn der Hausherr, bevor sein Haus gebaut ist, schon auf dem Dache desselben stände, so bekäme er eine Uebersicht über das Ganze; überhaupt müssen die Hausherren schon vor dem Bau auf dem Hause stehen, denn bevor sie noch bauen, nehmen sie doch schon Gelder darauf auf, und bis sie von Grund auf zum Hause kommen, gehen sie vom Hause aus zu Grunde. Jeder Hausherr ist das Jahr hindurch vier Mal eine Variation auf das gewohnte und bewährte Thema: „Liebe Partei, gieb unparteiisch dein Geld her," oder: „Der Mensch muß immer höher hinauf!" und jeder Einwohner ist das ganze Jahr nichts, als eine stets gesteigerte Erwartung.

2. Wie angenehm wäre es nicht, m. f. H. u. H., wenn in unsern Lustspielen der letzte Aufzug zuerst käme! Ich will damit nicht sagen, daß die andern Akte dadurch besser würden, sondern, daß sie überhaupt dann gar nicht kämen; denn in einem Lustspiele sollte man in den ersten Akten den Knoten schürzen, und in dem letzten Akte ihn lösen, in unsern Lustspielen aber handelt es sich nie um einen Knoten, sondern nur um Schürzen!

Das Schlimmste aber, m. f. H. u. H., ist das Dritte, daß die Menschen ihre Leichenreden und Leichensteine erst nach dem Tode erhalten, und nicht nach ihrer Geburt! — Man sollte jedem Menschen sogleich wie er geboren wird, seinen Leichenstein vor die Thüre setzen, ganz mit der Inschrift, die er nach seinem Tode bekäme. Eine Stadt von solchen Leichensteinen wäre eine große Schule der Moral, sie würde das Le-

ben nicht zum Gottesacker, sondern zum Acker Gottes machen, und jedes Haus zum Friedhof; an diesen Leichensteinen sollte man die Kinder lesen lehren, so würden sich die Menschen gewöhnen, im Leben das zu werden, was von ihnen nach dem Tode gesagt worden ist! Ein jeder Mann würde alle Tage von sich lesen: „Hier liegt der edle, gerechte, wohlthätige Herr so, so; sein Herz war lauter, sein Wandel gerecht, er war der Erde und des Himmels werth, Friede seiner Asche!" — Jede Frau würde von sich lesen: „Hier ruht die Blume der Frauen, das edelste Herz, die getreueste Geliebte, die zärtlichste Gattin, die liebevollste Mutter u. s. w. u. s. w.;" dann würden sich alle Lebendigen vor sich selbst als Todte schämen, und so leben, daß sie ihrer Grabschrift werth werden. Ueberhaupt sollte man jedem Manne am Tage seiner Heirath einen Leichenstein setzen, mit der Inschrift:

„Hier unter diesem Leichenstein
Ging dieser Mann zur Prüfung ein,
Er wartet auf die ewige Ruh',
Er drückt erst eins, dann beide Augen zu!"

Früher, m. f. H. u. H., heirathete man aus Sympathie, jetzt heirathet man aus Homöopathie, Sympathie und Antipathie. Die Homöopathie giebt den Kranken jene Mittel, welche bei gesunden Menschen dieselbe Krankheit hervorbringen. Wenn also zwei Menschen eine gegenseitige Antipathie gegen sich haben, so muß diese Antipathie dadurch geheilt werden, daß sie sich heirathen, denn die Heirath bringt bei gleichgiltigen Menschen eine Antipathie hervor. Das Gesetz der Herzens-Homöopathie heißt also: „liebe aus Sympathie, und heirathe aus Antipathie." — Hufeland sagt: „Die Sympathie besteht in der Wechselwirkung zweier Dinge oder Wesen, die Antipathie aber besteht in der Atmosphäre, die sich um ein gewisses Wesen bildet, und die wir nicht ertragen können." Die zarteste Sympathie besteht also zwischen Schuldnern und Gläubigern, denn diese stehen in beständiger

Wechselbeziehung, wenn aber der Wechsel fällig ist, bildet sich um den Gläubiger eine Atmosphäre, die der Schuldner nicht ertragen kann. Die Sympathie des Gläubigers ist also nur eine Variation auf das Thema: „Gieb mir mein Geld schon!" und die Antipathie des Schuldners eine Variation auf das Thema: „Laß mir dein Geld noch!"

Die Menschen, m. f. H. und H., sagen oft: „Ich weiß nicht, warum? aber gegen diesen Menschen habe ich eine Antipathie," Aber selten sagt Jemand: „Ich weiß nicht warum? aber für diesen Menschen habe ich eine Sympathie!" Für die Antipathie hat der Mensch ein Augenmaß, aber nicht für die Sympathie. — So räumen viele Menschen leider in ihrem Herzen der Liebe bloß die gesetzgebende Gewalt ein, dem Hasse aber die vollstreckende Gewalt. Ueberhaupt hat von den Leidenschaften in den Herzenskammern das Haus der Gemeinen leider das Uebergewicht über das Haus der Edlen.

In unserem Herzen, in diesem Concert-Saale der Leidenschaften, deklamiren stets drei große Schauspielerinnen auf einmal: die Erinnerung deklamirt den Epilog der Vergangenheit, die Täuschung den Monolog der Gegenwart, und die Hoffnung den Prolog der Zukunft; aber Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind bloß drei Sylben der großen Charade der Zeit, welche uns in dieser Welt aufgegeben wird, deren Auflösung aber erst in einer andern Welt folgt.

Der Mensch, m. f. H. u. H., geht wie ein Kabinets-Kourier des Himmels durch das Leben, er trägt seine Sendung versiegelt mit sich, er kennt den Inhalt seiner Depesche nicht, bloß derjenige edle Mensch, dessen Herz schon auf dieser Erde magnetisch wach geworden ist, der legt diese Depesche gläubig auf die Herzgrube, und liest ihren Inhalt mit geschlossenen Augen. Die Kunst, glücklich zu sein, besteht, möchte

ich sagen, in den Sympathie-Mitteln, zu dem Leben zu sagen: „Dasein, gieb dein Geld her!“

Das Geld des Daseins, m. f. H. u. H., besteht darin: der Vergangenheit den Glanz, der Zukunft den Duft, und der Gegenwart den Geschmack abzugewinnen.

Jede gegenwärtige Stunde im Leben ist bloß die Erzählung der gewesenen Stunde, und das Programm der kommenden Stunde, zwischen Erzählung und Programm dämmert unser Leben hin, wie ein Traum zwischen der entschwindenden Nacht, und der kommenden Morgenröthe, und sammelt wie die Biene in der Dämmerung den süßesten Honig für seine Herzenszelle.

Das Leben ist süß, m. f. H. u. H., aber es giebt etwas, das noch süßer ist, es ist die Liebe. Die Liebe ist süß, aber es giebt etwas, das noch süßer ist, es ist die Versöhnung. Die Versöhnung ist süß, aber es giebt etwas, das noch süßer ist, es ist das Bewußtsein. Das Bewußtsein ist süß, aber es giebt etwas, das noch süßer und das Süßeste ist, es ist das Lächeln der Dankbarkeit, unter den Thränen des getrösteten Unglücks. Nur der Sehende kann den Blinden begreifen, nur der Gläubige den Ungläubigen bemitleiden, und nur der Glückliche sich an dem dankbaren Lächeln des getrösteten Unglücks erfreuen.

Und so möge Sie denn, m. f. H. u. H., dieses Lächeln heute begleiten, und Ihnen wiederstrahlen aus dem Lächeln eines geliebten Freundes, aus dem Lächeln eines zärtlichen Gatten, aus dem Lächeln eines holden Kindes, oder aus Ihrem eigenen Lächeln, wenn Sie Abends auf Ihrem Kissen, auf diesem Erdgeschoß aller Träume und Luftschlösser, im Bewußtsein einer edlen That entschlummern.

IV.

Medicinische Länder-, Völker- und Städtekunde.

Bemerkungen über die Länder des nördlichen Polarkreises.

Von

Dr. Martins,

Arzt und Naturforscher der letzten französischen Expedition des Schiffes la Recherche, im J. 1838 und 39.

— „In Drontheim war einer meiner ersten Besuche dem Hospitale gewidmet, dessen Arzt, Herr Schmidt, mehrere Fälle der Norwegischen Lepra oder Radesyge in seinen Sälen hatte. Diese Krankheit ist nichts Anderes als die Elephantiasis der Griechen, mit allmäliger und von selbst erfolgender Abtrennung der Extremitäten: einige Kranke hatten Finger oder Zehen verloren, andere eine Hand oder einen Fuß, und in einem Falle, bei einer Frau, hatte sich das Bein von dem Schenkel getrennt. Violette Knoten zeigen sich zunächst um das Gelenk; ihnen folgen Ulcerationen, welche nach und nach die Gewebe zerstören und eine Trennung des Zusammenhangs ohne Blutung und ohne Eiterung herbeiführen. Die Schleimmembranen sind der Sitz ähnlicher Ulcerationen. Die Unglücklichen leiden wenig und sterben an Marasmus. Bei der Leichenöffnung

findet man stets Tuberkeln in den Lungen. Ich begreife nicht, wie einige Schriftsteller zwischen der Radesyge und Syphilis eine Aehnlichkeit haben finden können. Zuerst ist Letztere fast unbekannt, während die Radesyge in der ärmeren Klasse nur zu häufig ist; dann bewirkt der Mercur, der gegen die syphilitische Krankheit so wirksam ist, hier nicht die geringste Besserung. Vergebens hat man ihn in allen Formen angewendet, und die Kunst ist gezwungen, ihr Unvermögen einzugestehen bei einer Krankheit, welche sie nicht aufhalten kann. Ich habe mich nach der Ursache dieser traurigen Krankheit umgesehen. Der Angabe der Aerzte des Norwegischen Littorals zufolge, sind es die Armuth und der Genuß von Fischen, welche die Armen absichtlich in die Erde graben und darin faulen lassen, ehe sie sie essen. Dieß erfordert einige Erläuterung. Man wird des Fischessens in einem Grade überdrüßig, wovon man sich keine Vorstellung machen kann, wenn man es nicht selbst empfunden hat. Man kommt soweit, daß man Brod oder selbst Schiffszwieback frischem Rochen oder dem schönsten Lachs vorzieht. Die Armen in Norwegen nun haben weder Brod noch Schiffszwieback, und um dem Fisch, dessen Insipidität ihrem desselben überdrüssig gewordenen Magen widersteht, einen ihnen angenehmen Geschmack zu geben, lassen sie ihn in der Erde faulen. Daher eine große Menge Krankheiten, unter andern die Radesyge. Zur Unterstützung dieser Ansicht führte der Arzt zu Tromsöe, Herr Finch, mir eine merkwürdige Thatsache an: die Lepra war in einem Theile seines Districts unbekannt. Durch einen Sturm, wurde ein Walfisch an's Ufer geworfen: die unglücklichen Einwohner nährten sich während mehrerer Monate davon; bald hernach kamen unter ihnen einige Fälle von Radesyge vor."

„Zu Drontheim verließ ich das Schiff und nahm ein Dampfboot, welches seine zweite Reise nach dem nördlichst gelegenen Hammerfest machte. Schon zu Drontheim gab es keine Nacht mehr, sondern nur einen Abend, wo man die Mor-

genröthe zur Seite des Sonnenunterganges sah. Drei Tage nachher sahen wir die Fenster der kleinen Stadt Tromsöe in den Strahlen der Mitternachtssonne glänzen. — Nun fingen wir an, die Qual dieses ununterbrochenen Tages zu empfinden, Nichts ladet inmitten dieser angreifenden Helle zum Schlafe ein, Nichts regulirt die Beschäftigungen des Tages; endlich empfindet man das Bedürfniß der Ruhe: man sieht nach seiner Uhr, es ist Mitternacht oder 1 Uhr Morgens; man legt sich zu Bette und möchte schlafen. Vergebliche Hoffnung! Man erlangt nur einen unruhigen, von Träumen bewegten Schlaf, und am Morgen öffnen sich die Augen, ohne daß der Körper seine Kräfte ersetzt hätte. Diese Entbehrung des Schlafs wird aufgewogen durch einen außerordentlichen Appetit und nicht geringeres Verdauungsvermögen. Man möchte glauben, daß die Landeseinwohner geschützt wären vor diesen Einflüssen, die für Menschen, welche an gleich abgetheilte Klimate gewöhnt sind, große Macht ausüben, das ist nicht der Fall; es bedarf nur einiger Beobachtung, um sich dessen zu versichern. Um Mitternacht sind die Straßen noch belebt, die Einwohner vor ihren Thüren stehend, erwarten den Schlaf, der nicht kommt, und legen sich zu Bette aus Verzweiflung oder aus Vernunftgründen. Sie ersetzen auch den Schlaf durch die Quantität der Nahrungsmittel; aber ihre Constitution leidet gemeiniglich darunter: die Frauen und Kinder haben zumal eine zarte Gesundheit.

Wenn der ununterbrochene Tag eine Qual ist, so ist eine lange Winternacht eine andere und derselben Art. Es möchte scheinen, daß man in diesen Nächten ohne Tag das erzwungene Wachen des Sommers müsse gutmachen können. Das ist nicht der Fall; es ist gleich schwer, im Winter wie im Sommer zu schlafen. Vergeblich suchen die Einwohner die Stunden zu betrügen in ihren Gesellschaften, die sich oft bis zum Morgen verlängern: der Schlaf flieht sie, wie im Sommer; daher wird der größte Theil hypochondrisch; Andere werden von

Herzklopfen befallen; die kleinen Kinder werden blaß, matt, und sterben, wenn man sie nicht bald nach dem Süden sendet. Der Süden ist für sie Drontheim, welches unter der Breite von Island liegt; von Christiania, unter der Breite von St. Petersburg gelegen, sprechen sie, wie wir von Italien. Dies scheint wunderlich; man vergißt, daß Alles relativ ist in dieser Welt, und wir können um so weniger daran zweifeln, da diejenigen unserer Gefährten, welche sich mit uns in Drontheim vereinigten, nachdem sie durch Christiania gekommen waren, den Eindruck der Landeseingeborenen theilten. Als ich von Spitzbergen zurückkam, bewunderte ich zu Hammerfest ein kleines Holz von 12 Fuß hohen Birken, wie ich die großen Buchen des Waldes von Rambouillet bewundert haben würde.

Die Corvette traf zu Hammerfest ein, der letzten Stadt Europa's, und wir reisten nach Spitzbergen ab. Unsere Ankunft in diesem Lande des Schnees und Eises zu schildern, überlasse ich der geübtern Feder des Hrn. Marmier und dem treuen Pinsel des Hrn. Mayer. Wir hatten einem riesenartigen Gletscher gegenüber geankert; Wasser und Land waren gleich bedeckt mit Schnee und Eis, welches nur in den am günstigsten gelegenen Lokalitäten zu schmelzen anfängt und überall bis an den Rand des Meeres herabsteigt. Der Thermometer schwankte zwischen 0 und + 4° C., und dennoch waren wir alle mit schwerer Kleidung und Pelzen bedeckt, um uns gegen die Kälte zu verwahren, und alle Offiziere und Matrosen waren mehr oder weniger davon incommodirt. Wenn die Sorgfalt des Gouvernements uns nicht mit, diesen Klimaten angemessener, wollener Kleidung versehen gehabt hätte, so würden wir grausam gelitten haben. Bei den von den Offizieren und dem Medicinalpersonale übereinstimmend getroffenen Gesundheitsmaßregeln hatte man keinen einzigen eigentlichen Kranken: kaum einige in wenig Tagen geheilte Fälle von Bronchitis. Wie aber soll man dieses so empfindliche Kältegefühl bei einem Thermometerstande, den man in Paris ohne Unbe-

quemlichkeit erträgt, erklären? Woher dieser unläugbare Unterschied, den ich täglich selbst erfahren. Sollte es eine physiologische und eine thermometrische Kälte geben? Ich möchte es bis auf einen gewissen Punkt glauben. Die Empfindung der Kälte ist zuerst sehr von der Bewegung der Luft abhängig; man widersteht der stärksten Kälte, wenn die Luft ruhig ist; bei vorherrschendem Winde wird das geringste Sinken der Temperatur empfindlich. Auf Spitzbergen war die Luft fast nie ruhig, und diese bewegte Luft strich, ehe sie zu uns gelangte, über Schnee- und Eisfelder, über die kalte See und das gefrorne Land. Wir dürfen auch einen andern Umstand nicht vergessen. In Frankreich ist die Luft zuweilen 10 Grad unter Null; aber der Boden, die Mauern, die Bäume, mit einem Wort, alle umgebenden Gegenstände sind während des Sommers erwärmt worden und befinden sich in keiner so niedrigen Temperatur. Wir verlieren weniger Wärme bei dem fortwährenden Austausche, in dem wir mit ihnen stehen, als wenn sie dieselbe Temperatur wie die Luft hätten. In Spitzbergen dagegen thauet der Boden niemals unter seiner Oberfläche auf, niemals erwärmt sich das Meer; die Sonne leuchtet, aber ihr Licht ist ohne Wärme; so wirken alle Gegenstände auf den Körper erkältend, in Folge der unläugbaren Gesetze des beweglichen Gleichgewichts der Wärme. Dies ist eine Erklärung, welche ich den mit der Physik vertrauten Aerzten vorlege; aber ich halte das Problem für nicht völlig gelöst, und begnüge mich, es als einen weiteren Nachforschungen der Physiker und Reisenden würdigen Gegenstand hinzustellen. Wenn wir nicht selbst die auf Spitzbergen herrschende Kälte empfunden hätten, so hätten wir uns durch Untersuchung der daselbst hausenden Vögel eine Vorstellung davon machen können. Sie halten sich daselbst auch, wie wir, nur des Sommers auf, und doch, von welcher dicken und warmen Federdecke ist ihr Körper umhüllt. Man findet daselbst die Eidergänse, welche die Eiderdunen — ohne Widerstreit die wärmste Bekleidung,

die es giebt, — liefern, Möven, Seeschwalben, sämmtlich mit Federn bedeckt, welche ihren Umfang verdoppeln. Die weißen Bären, die Rennthiere und blauen Füchse, die einzigen Landbewohner dieser Gegenden im Winter, sind gegen eine Kälte von 40 Grad unter Null durch dicken Pelz geschützt, der bei Seehunden und Wallrossen durch eine für Kälte und Feuchtigkeit undurchdringliche Lage Fett ersetzt ist. Ich hätte wohl noch viel über diesen Gegenstand zu sagen, aber ich breche ab; denn man muß die Thatsachen zusammenstellen, wenn man über eine der interessantesten und vielleicht wenig verstandenen Fragen der thierischen Physiologie, die Erwärmung, Licht verbreiten will ꝛc.

Ueber die Bevölkerung in Lima.

(Archib. Smith: Peru as it is.)

In Lima giebt es gewisse Meinungen und Regeln in Bezug auf die Natur und Heilart der Krankheiten, die so allgemein vom Volke angenommen sind und selbst von manchen Aerzten des Landes so genau berücksichtigt werden, daß es einem andern Arzte schwer werden möchte, das Vertrauen der Krankenwärterinnen und anderer Umgebungen eines Kranken, die nirgends so zahlreich sind wie hier, zu gewinnen, ohne diese Vorurtheile zu kennen.

No conoce nuestro clima! (er kennt unser Klima nicht) ist das erste der Worte, die gegen jeden europäischen Arzt, der in Lima sich nützlich machen will, gesprochen werden. Nun wird jeder zugeben, daß jedes Land seine besonders modificirte Heilart haben muß, da ja das Klima nicht allein die Menschen, sondern auch Thiere und Pflanzen, besonders afficirt. Aber Kenntniß der Botanik und Zoologie und jedes andern Zweiges der Naturwissenschaft, der besonders Peru angehört, darf man bei Peruanern nicht suchen. Der einzige, der Naturgeschichte mit Interesse treibt und den wir die Ehre haben zu kennen, ist Don Mariano Rivero von Arequiza; als Astronom von

Verdienst und Kenntnissen ist uns unter den Peruanern nur Dr. Gregorio Paredes bekannt; jede Wissenschaft, die dem medicinischen Publikum angehört, wird aus europäischen Handbüchern geschöpft, und zwar ohne gehörige Anwendung auf Lokal und nationale Eigenthümlichkeiten, und doch sprechen sie von ihrer eigenen Praxis, von einer Medicina del pais. Im Gegentheil ist es für jeden denkenden Arzt Europa's keine allzu große Schwierigkeit, die Einflüsse des Klima's und der Lebensweise eines Landes kennen zu lernen, da dies ja ohnedies von ihm auch in der Heimath gefordert wird und gefordert werden muß.

Eine andere Sonderbarkeit der Limaner in ihrer Lebensweise ist, nur zu gewissen Stunden des Tages zu trinken. Ein völlig gesunder Mensch wird es nie wagen, gleich nach einer Mahlzeit zu trinken, auch nur Wasser, was überhaupt fast das einzige Getränk ist, das sie genießen; er wird der Verdauung erst ihren Lauf lassen, und dann nach Verfluß von drei Stunden wagt er es erst, seinen Durst, mag er auch so brennend gewesen sein, wie er will, zu löschen. Ein Fieberkranker, dessen Nahrung aus leichten Speisen und in geringer Quantität besteht, erhält diese nur in dem regelmäßigen Zwischenraume von fünf zu fünf Stunden, drei Stunden nach dem Mahle darf er Arznei nehmen oder seinen Durst löschen, und zwei Stunden nachher wird ihm wieder etwas Speise gebracht. Ist er aber in der Besserung vorgeschritten, daß er eine kräftigere Speise erhalten kann, die aber meist in jungen Hühnern besteht, so dehnt sich der Zwischenraum von einem Mahl zum andern auf sieben Stunden aus, und erst nach fünf Stunden darf er durstig werden. Und Wärterinnen und gütige Verwandte werden eher einen heilsamen Schlaf unterbrechen, als von dieser Regel abweichen. Höchstens erlauben sie beim Schlusse des Mahles ein wenig Wasser mit Zucker oder eingemachten Früchten, und das nennen sie tomar dulce para beber agua a las horas de la comida.

Die Besorgniß, daß im Körper auch im gesunden Zustande sich immer bösartige Säfte absetzen und daher einen fortdauernden Gebrauch des Arztes erfordern, der von Zeit zu Zeit ihnen einige Arznei vorschreibt, sogenannte Präservativmittelchen, spricht sich in einer andern Redensart aus, prepararse para tomar purga, und wird von manchen Aerzten auf das strengste beobachtet.

Gefährlicher wirkt in vielen Fällen ein anderes Wort, das nur zu oft mehr im Gemüth des Sprechenden, als in Wirklichkeit vorhanden ist. Bei jeder Krankheit, die man nicht sogleich entziffern kann, wird ein Empacho, eine Verstopfung der Eingeweide, vorausgesetzt, und diese glaubt jede Mutter, jede Wärterin mit einem Eßlöffel voll cupindia de gallina, fetter Hühnerbrühe, heilen zu können, der auch sogleich dem Patienten eingegeben wird. Wenn nun auch in manchen Fällen dies Uebel vorherrschend sein kann, so sind doch weit mehr Fälle, wo man mit dieser Selbstkur ein geringes Uebel gefährlich, oft auch unheilbar macht. Vergeblich mag dann der geschickteste Arzt der Mutter versichern, daß das Leiden des Kindes oder des Kranken ganz andern Ursachen zuzuschreiben ist. Es ist ein Empacho, und demzufolge wird mit Seringa, einem Instrumente, das überhaupt gern gebraucht wird, und Hühnerbrühe verfahren. Bei Kindern, die mit allerlei Süßigkeiten, Früchten und ungesunden oder für ihre zarten Organe noch nicht passenden Speisen vollgestopft werden, mag es zuweilen, namentlich während dem Zahnen, eine Mitursache des Uebelbefindens in dem Unterleibe sein, wozu überhaupt die Kinder weißer Eltern, besonders in Lima, geneigt sind. Complicirte Fälle dieser Art erfordern eine vorsichtige Behandlung. Doch diese sind nicht so häufig als andere, wo, unabhängig von Indigestion, eine kleine Störung in den Eingeweiden gerade heilsam wirkt, und ein natürlicher Schutz gegen Affektionen des Kopfes beim Zahnen ist. Aber es ist eine Eigenthümlichkeit, die mit dem religiösen Glauben und den Volks-

gebräuchen des Landes zusammenhängt, daß Kinderkrankheiten und die frühere Kindheit überhaupt von den eingebornen Aerzten zu leicht behandelt werden. Die dafür angegebene Ursache ist eine fromme: die kleinen Unschuldigen sind frei von den Qualen des Fegfeuers, welche die Erwachsenen zur Reinigung ihrer Seelen ertragen müssen, und deshalb ist es ein Glück für ein Kind zu sterben.

Diesen Trost hörten wir selbst den Arzt einer weinenden Mutter aus den höhern Ständen der Gesellschaft geben. Er versicherte ihr sanft, daß ihr hübsches Kind durch das Fegfeuer ins Paradies eingehen würde, ohne sich auch nur den Finger zu verbrennen.

In den untern und mittlern Ständen scheint dieses Dogma die natürlichen Bewegungen des Herzens ganz zu ersticken, denn sie vergessen sichtbar, daß selbst „Jesus weinte," und feiern mit Tanz und Musik den Tod des theuersten Gegenstandes für seiner Mutter Zärtlichkeit, die, sobald ihr Kind einer Nische im Pantheon übergeben ist, ihren Körper schmückt, der durch frühere Sorge und Nachtwachen mager geworden, und nun in ihren weißen Kleidern lächelt, als wären sie kein Zeichen zerrissener Gefühle!

Sangria sobre el empacho. Zur Ader einem Kranken zu lassen, während er am Empacho leidet, gilt für den unverzeihlichsten Fehler eines Arztes. Doch giebt es zahlreiche Fälle, die unter der gemeinsamen Bezeichnung von Empacho stehen, wo erst zur Ader gelassen werden muß, ehe abführende Mittel mit Nutzen und Sicherheit anzuwenden sind.

Alle Nahrungs- und Arzneiartikel werden von den Peruanern im Allgemeinen in heiße und kalte — cosas frias y calientes — eingetheilt, und der Arzt, der einem Kranken in Lima eine besondere Diät oder Arzneien vorschreibt, muß vielen Fragen antworten in Bezug auf die Eigenschaften der vorgeschriebenen Dinge. Neben den ordentlichen Krankenwärtern, Haushälterinnen oder vorzüglichsten Dienerinnen wissen manche

Frauen in den mittlern und niedern Ständen, wie z. B. die Manteras, Chocolateras, Tenderas, Cigareras, Picanteras, Pulgeras, Changerueras, d. h. Krämerinnen, Verkäuferinnen von Chokolade und Cigarren und verschiedene Arten von Gastgeberinnen u. s. w., mit großer Geläufigkeit, wenn auch ohne Kenntniß, über die Eigenschaften und Temperamente zu sprechen; sie entwickeln einen natürlichen Scharfsinn in diesen metaphysischen Streitpunkten mit einer wahrhaft peripatetischen Spitzfindigkeit bei den Unterscheidungen, wenn sie in einem Augenblicke oratorischer Begeisterung gewissen Mixturen und Tränken ideelle Maaße und Stufen der elementarischen Eigenschaften zuschreiben. Frauen dieser Art und allwissende Charlatane sprechen über die verschiedenen Combinationen des Kalten und Heißen, Trocknen und Feuchten und den daraus entspringenden Modifikationen des Temperaments und der Temperatur mit anscheinend untrüglicher Präcision und einer so graduirten Genauigkeit ab, die kein Chemiker in Europa, bei aller möglichen Unterstützung von Wissenschaft und Apparat, in seinen tiefsinnigsten Untersuchungen über die Eigenschaften und Bestandtheile lebender und lebloser Körper je zu erreichen vermag.

Das besondere Temperament des Kranken müssen seine vertrauten Freunde am besten kennen, und des Doctors Antwort auf irgend eine Frage, die ihm in dieser Hinsicht vorgelegt wird, gilt in vielen Fällen als kein schlechter Beweis für seinen Scharfsinn und Geschicklichkeit in anderen Dingen, die sie nicht so vollständig zu wissen glauben.

In Uebereinstimmung mit diesen Meinungen fällt die Wahl einer Amme für Kinder von Müttern schwächlicher Constitution stets auf schwarze Frauen, da man ihr Blut und ihre Milch für kühler und erfrischender hält, als die der Frauen einer verschiedenen Race. Dagegen steht die Indianerin einer Negerin nach, da man sie von hitzigerem Temperamente und Constitution hält. Die Wirkung der Eigenschaft der Ammenmilch, glaubt man, hat Einfluß auf das künftige Temperament

des Kindes, das sie eingesogen, und bisweilen giebt man es als einen Grund an, warum eine Person von heftigem Temperament ist, daß sie als Kind durch Wein entwöhnt worden ist, se desteto con vino.

Die Farbe sieht man selbst bei kleinern Thieren als ein Zeichen des Temperaments an. Wenn z. B. Jemand in der Stadt an hektischem Fieber oder Schwindsucht leidet, so giebt man ihm den Rath, auf's Land zu gehen und die warme Milch von einer schwarzen Kuh zu trinken, denn diese hält man für kühlender und wirksamer gegen das Fieber, als die Milch von einer andersfarbigen Kuh.

Wenn ein Glied, z. B. das Knie, rheumatisch anschwillt, oder bei einer Geschwulst der Drüsen, hält man es für ausgemacht, daß, welches andere Mittel auch dabei gebraucht werde, die Hülle um das kranke Glied oder den afficirten Theil des Körpers von schwarzer Wolle oder von einem andern dunkeln Wollenzeuge sein muß.

Auch in Bezug auf Speise und Trank wird diese Eintheilung in heiß und kalt nie übersehen.

Ein „Traguito," oder ein kleiner Schluck Italia (farbloser Branntwein, den man an der Küste macht) wird von den alten Männern als fresco oder kühlend angesehen, wenn er gleich nach Tische genommen wird, und da sie den Traguito nicht jeden Tag nehmen, so wird er gewiß die Verdauung der fetten Speisen, die sie gewöhnlich essen, erleichtern, und so den Namen fresco verdienen. Doch, wenn sie auch Wein während ihrer Mahlzeit als gesund und gut nach dem Gelados, oder Eis, was sie außerordentlich lieben, zulassen, so trinken sie doch Wein bei andern Gelegenheiten sehr mäßig, da sie ihn für zu erhitzend halten, um ihn gewöhnlich zu trinken. Nach manchen Früchten halten es die Eingebornen nicht für gut, Wein oder geistige Getränke zu nehmen; der Art ist der kleine Pisang (Mort plantain, genannt Platana de guinea), wonach man einen Mundvoll Liqueur für wahrhaft giftig halten

würde. Ausländer scheinen diese Regel nicht genau zu befolgen, und uns ist kein Fall vorgekommen, wo ihre Verletzung ernsthafte Folgen gehabt hätte.

Verschiedene Arten von Früchten und Pflanzensäften, die an sich als kühlend gelten, sind nicht selten sehr hitzig in ihren Wirkungen, je nachdem man sie unter besondern Umständen genießt. Die Melone ist ihrer kühlenden Natur wegen berühmt, aber ein Maulthiertreiber, der auf seinem Wege von den Cordileren nach der Küste nur einmal in seinem Leben von einem gastrischen Fieber ergriffen worden ist, weil er seinen ausgedörrten Gaumen durch eine Melone kühlte, kann erzählen von der innern Hitze, Aufregung und Bewegung, die er daranf gefühlt hat. Keine kühlende Frucht ist unschädlicher, als die Granadilla, die am angenehmsten den Fieberkranken oder den durstigen Reisenden erquickt in den glühenden Felsenschluchten und Thälern im Innern, wo diese Frucht oft in Fülle wächst, und die man auch zu ihrer Jahreszeit an der Küste trifft.

Geflügel wird, im Temperament, für weit kühlender gehalten, als Schaafe und Ochsen, daher gebraucht man das Fleisch der letztern fast gar nicht, und der Arzt würde als leichtsinnig und unwissend angesehen werden, der Rindfleischbrühe (beef-tea) bei einer akuten Krankheit verschreiben wollte; aber Hühnerbrühe wird für das kühlendste der Auflösungsmittel gehalten, und ganz passend in entzündlichen Krankheiten und beim wärmsten Wetter.

Dieser Hühnerthee, oder agua de polla, wie er genannt wird, besteht aus drei Tassen voll Wasser auf die Hälfte eines kleinen noch nicht flügge gewordenen Hühnchens, nebst einigen Malvenblättern und dem Herzen des Lattich (Cacholla de lechuga), wodurch besonders die kühlende Eigenschaft erhöht werden soll. Wenn diese Ingredienzen gehörig zusammen gekocht haben, wird das Dekokt klar abgegossen und gebraucht. Die große Wirksamkeit dieses Trankes wird von Doctoren aller

Farben, Matronen und Ammen aller Arten und Temperamente anerkannt.

Es ist unnöthig, zu bemerken, daß im Allgemeinen reines Wasser oder eine Tisane von abgekochter Gerste mit einigen der säuerlichen Früchte des Landes sehr angenehm das agua de polla ersetzen würde; wenn man aber das letztere vorzieht, so muß man wissen, daß es sich im warmen Wasser schnell zersetzt, und dann eher aufregt als besänftigt. Bei gastrischen Uebeln verordnen die alten Aerzte in Lima als Purgativ Mandelöl, das oft ziemlich schlecht ist, und nehmen ihre Kranken gegen den Gebrauch des besten Ricinusöl ein, das aus Europa kommt, indem sie ihnen sagen, es sei aus dem Saamen des „Higuerilla" oder Ricinusölstrauches gezogen, der überall in den warmen Thälern des innern Landes wächst, und von dem man glaubt, der Saame wirke außerordentlich drastisch, da sie 2—3 Körner nehmen, sie zerstoßen und so verschlingen, worauf freilich eine starke Wirkung erfolgt. Auch wird aus dem Saamen in den einheimischen Apotheken ein sehr unreines Oel bereitet, das unter dem Namen von Higuerillaöl in den Lampen gebrannt wird. Es ist natürlich, daß bei diesen Voraussetzungen ein starkes Vorurtheil gegen das bessere Oel herrschen muß, doch sollte man sie aufmerksam machen, daß der Fehler nicht im Mittel, sondern in der Bereitung liegt.

Bei allen biliösen Krankheiten, die fast täglich vorkommen, ist der Gebrauch von Pflanzensäuren allgemein in Lima; aber bei Brustleiden, mögen sie einfach katarrhalisch sein, oder in ernsten Gestalten als Lungenkrankheiten oder Auszehrung vorkommen, glaubt man fest, daß Säuren aller Art schädlich sind. Los acidos son malos para el pecho; los acidos cierran el pecho.

Diese Meinung scheint zum Theil aus der Annahme früherer Aerzte entstanden zu sein, daß Säuren die animalischen Fluida coaguliren und Verstopfungen und Krankheiten hervorbringen. Daher kommt die gewöhnliche Klage: „el

enfermo toma fresco de lemon y con el acido se le ha lupido el pecho.“ Auch sind wir wohl überzeugt, daß bei Frauen von zarter Gesundheit, deren Organe des Athmens so empfindlich gegen jeden Eindruck sind, daß sogleich die kühlende Wirkung eines erfrischenden säuerlichen Getränkes auf dem Magen sich schnell auch auf die Oberfläche des Körpers und der Lungen ausdehnt, dies in gewisser Hinsicht eine Art von Constriction auf die athmenden Gefäße ausübt, welche die gesunde Bewegung stört. — In den schwülen Monaten Januar, Februar und März ist in Lima ein Brustübel sehr gemein, das von einem kurzen, trockenen Husten, unreiner Zunge, am Abend Fieber und einer Unruhe begleitet ist, die den Schlaf verscheucht. Der Kranke wird niedergeschlagen und ängstlich und fürchtet Anfälle von Auszehrung und Blutspeien. In solchen Fällen thun die Frescos oder kühlenden säuerlichen Getränke oft Wunder, und ein Aufenthalt von wenigen Wochen in dem hübschen Dorfe Miraflores, einige Meilen von der Hauptstadt, und Seebäder vollenden die Kur. Doch häufig wird ein großer Mißbrauch mit diesen Frescos getrieben, indem Gewürze hinzugethan werden, die eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, und selbst unschädliche Krankheiten werden durch Uebermaaß, oder durch den Gebrauch, während der Körper in lebhafter Transpiration ist, oft zu lebensgefährlichen.

Doch wenn Milch, rein oder in Verbindung mit andern Substanzen, genossen worden ist, wird die Säure höchst schädlich gehalten (acido sobre la leche es malo). Als ich einst zu einer Dame gerufen wurde, die schon ein Jahr an einem Uebel litt, und ich sie fragte, warum sie nicht früher einen Arzt befragt habe, antwortete sie mir: „Vor einem Jahre, als ich von Valparaiso gekommen war, ließ ich Dr. — — (einen französischen Arzt) rufen, der mir sagte, ich sollte nichts als Reis und Milch abwechselnd mit Limonade genießen. Ich war so betroffen über den entsetzlichen Irrthum dieses Mannes, der

mir etwas vorschrieb, von dem Jedermann weiß, daß es nicht nur den Kranken, sondern auch den Gesunden höchst nachtheilig ist, daß ich damals beschloß, mein Uebel lieber der Natur zu überlassen, als mein Leben zu wagen bei Doctoren von noch geringerem Ansehen." Der Arzt hatte augenscheinlich das oben angegebene Sprichwort nicht beachtet. Uebrigens muß hier bemerkt werden, daß die Peruaner Sorge tragen, ihren eingemachten Früchten den eigenthümlich kräftigen und schönen Wohlgeschmack zu benehmen, durch ein Uebermaaß von Zucker, wie sie auch den natürlichen Duft ihrer schönsten Blumen verderben, indem sie sich mit künstlichem, fremdem Parfüm besprengen.

Es gehört zu den gesellschaftlichen Pflichten in Peru, die oft mit großer Unbequemlichkeit verbunden sind, daß Freunde und Bekannte die Gemächer der Kranken anfüllen, wenn diese auch nicht im Stande sind, an der Gesellschaft und Unterhaltung Theil zu nehmen. Auch die Wöchnerinnen sind diesem Unwesen nicht ganz entzogen; nur ist dem sie Besuchenden ein Zwang aufgelegt: alle Blumen und Wohlgerüche aus der Nähe der Kranken fern zu halten. Los odores son malos para as recien paridas. Diese Vorsichtsmaßregel ist um so nothwendiger, da die Frauen aller Stände gern ihre Kleider parfümiren, und bei Abendbesuchen ihre Haare mit Blumen schmücken, worin die wollhaarigen Negerinnen und Mulattinnen sich besonders auszeichnen.

Während der Geburt empfinden Frauen oft eine Leere und Erschöpfung im Magen, die ein Gefühl der Ohnmacht mit sich führt, und Fatiga genannt wird. Bei gewöhnlichen Fällen, wenn dieser Zufall Frauen begegnet, die nicht in dieser Lage sind, nimmt man Zuflucht zu stärkenden Tropfen u. s. w., auch wohl zu aufreizenden Bähungen in der Gegend des Magens angewendet, gemeiniglich Mischungen von Kampher und Kölnisch Wasser und andern Mitteln der Art, in unserem Fall nicht anwendbar. Ist ein solches Gefühl von Schwäche

vorhanden, so wird den Kranken gewöhnlich ein Bissen warmes, geröstetes Brod, oder die Brust eines Huhnes mit gestoßenem Zimmet überstreut und mit Wein angefeuchtet gegeben. (La pechuga de gallina con vino y canela.) Ein sehr häufig vorkommendes Uebel, das oft Anlaß zu schlimmen Verstopfungen in den Eingeweiden und Leberkrankheiten giebt, entsteht aus einer Gewohnheit, kaltes Wasser zu trinken nach heftigem Aerger (tomar agua fria en cima de colera). Ein Geistlicher von sehr reizbarem Gemüth und Epicuräer im Geschmack zog uns einst wegen Verhärtung und Vergrößerung der Leber zu Rathe, die einige Zeit nachher in tödtliches Geschwür endigte, und gab als Ursache seiner Krankheit obige Gewohnheit an, nachdem er mit seiner Köchin, einem Zamba-Mädchen, einen Streit gehabt, das ihm wahrscheinlich eine Lieblingssauce verdorben hatte. Das war das erste Mal, wo unsere Hülfe gebraucht wurde, für ein Uebel, das aus kaltem Trinken nach dem Aerger entstanden war. Später hatten wir öfters Gelegenheit, diese Fälle zu beobachten, da das Klima des Landes und die eigenthümliche Stellung der Menschen gegen einander häufig zu heftigen Auftritten Anlaß giebt. Auch fühlen die Eingebornen sogleich Reue, wenn sie sich den Ausbrüchen ihres reizbaren Temperaments überlassen haben, und halten sich in strenger Diät bis ihr Puls wieder ruhiger schlägt.

Eine Frau aber, Mutter oder Amme, läßt lieber das Kind einen ganzen Tag schreien, als daß sie es wagen sollte, ihm die Brust zu reichen, deren Milch im Aufruhr ihres Zornes ihm zu Gift werden würde.

In jeder anhaltenden Krankheit ist es peinlich, die Abneigung beider Geschlechter zu sehen, sich zu reinigen, zu waschen und zu rasiren. Doch sind sie dem Baden gar nicht abgeneigt, und wissen die Vergnügungen eines Badeortes 3 Monate des Jahres hindurch wohl zu genießen. Chorillos, 3 Stunden südlich von Lima, ist der Lieblingsbadeort, und während der heißen Sommermonate von Spielern und

Personen von Rang und Vermögen sehr besucht. Es ist nur ein kleines von Lehm und Rohr erbautes Fischerdorf. Die indianischen Eigenthümer der Hütten und hübsch gebauten Häuschen oder Ranchos vermiethen sie während der Badezeit den Gästen zu hohem Preise. Einige nehmen sie für das ganze Jahr oder bauen sich selbst leichte Sommerhäuser, die sie geschmackvoll meubliren, und die Sommermonate in Lust und Fröhlichkeit zubringen. Chorillos wird gegen den Südwestwind durch ein hohes Vorgebirge, More Solar, geschützt, das sich wie ein riesiger Guara erhebt, und die zahlreichen Denkmale oder heidnischen Tempel dieses Namens überblickt, die auf der von Natur reichen, jetzt aber großentheils wüsten und verlassenen Ebene zerstreut sind, die sich von Lima nach Chorillos ausdehnt.

Während der rauhen, nebligen Monate Julius und August erfreut sich Chorillos eines klaren Himmels und angenehmer Luft. Die Südwestwinde, mit schweren Wolken beladen, erschöpfen ihre Kraft an dem freundlichen More Solar und trennen sich in zwei Wegen, der eine geht nach Miraflores, der andere nach der Hacienda de San Juan, während sie Chorillos heiter und rein lassen. So fühlt es die eisigen Nebel des Winters nicht, und bleibt der Zufluchtsort der Kranken, auch wenn die Spieltische leer stehen.

Früher wurden die Seebäder nur für Hautkranke vorzüglich ersprießlich erachtet, doch seit 40 — 50 Jahren hat man die Seebäder dem Flußbad oder den kalten Bädern bei dem alten Alameda und der Quelle Piedra-lisa vorgezogen. Im Allgemeinen lieben die Frauen Reinlichkeit, und die Indianer an der Küste wegen ihrer Fischerei, noch mehr die, welche während der Badezeit die Frauen durch die Brandung führen, müssen wohl Reinlichkeit üben; aber die Gebirgsbewohner haben in ihrem ganzen Leben vielleicht nie ihren ganzen Körper gewaschen, und ihre Haut, besonders in den warmen Thälern,

ist mit einer dichten Kruste von Schweiß und Schmutz bedeckt, die man nicht leicht wegwischen kann.

Doch darf man die Limaner nicht vorschnell verurtheilen wegen ihrer Besorgniß vor kaltem Waschen. Sie sind meist so zärtlich erzogen und den Eindrücken der wechselnden Luft so wenig ausgesetzt gewesen, daß auch bei leichtem Uebelbefinden der Limaner einen Ausschlag am Mund und einen Schnupfen dazu erhalten würde, wenn er sich kalt waschen oder rasiren wollte, und welche Folgen die Entzündungen in der Nase und im Gaumen noch haben können, ist gar nicht abzusehen.

Sobald der Arzt einen Kranken so schlecht findet, daß er an seiner Genesung zweifelt, so darf er niemals unterlassen, den Kranken oder seine Freunde von der Gefahr zu unterrichten, damit er eine ärztliche Consultation berufen könne, und Zeit habe, für seine testamentlichen Verfügungen und die letzten Gebräuche der Religion, oder wie man es nennt, morir en regla.

Interessant ist es, den großen medicinischen Juntas in Lima beizuwohnen. Oft wird mit großem Aufwand an rednerischem Talente über die Dosis, die Zusammensetzung und Anwendung eines ganz gewöhnlichen Krautes gesprochen, ja nicht selten endigen diese gelehrten Unterhaltungen mit der einfachen Anwendung der Seringa und des agua de polla. Früher waren diese Junten häufiger als nothwendig, denn es gehörte zum guten Ton, eine Menge Aerzte zu haben; und man erzählt sich eine lächerliche Geschichte, wo zwei Doctoren täglich im Hause des Kranken zusammen kamen, in ihr Consultationszimmer sich verfügten und dort einige Zeit verweilten; aber ihre Consultation bestand in den beiden Reden: „Come el enfermo hogi?“ Ißt der Kranke heute — worauf die Antwort erfolgte: „Como no? si, comera.“ — Warum nicht, ja, er soll essen. Dies dauerte so lange, bis der Herr des Hauses, der sie vielfach beobachtet hatte, sie endlich ver-

sicherte, er habe jetzt die Worte auswendig gelernt, und wolle die Berathung allein fortsetzen, und sie entließ.

Die medicinische Junta tritt gewöhnlich des Morgens und des Abends zusammen, bis der Kranke außer Gefahr ist. Sobald sie auseinander geht, so sagt der Präsident oder einer der Aerzte, indem er sich vom Sitze erhebt: „Vamos a consolar el enfermo," und sämmtliche Mitglieder treten in's Krankenzimmer und beruhigen und trösten den Kranken, worauf einer von ihnen die Diät und die Arznei angiebt, über welche man sich vereinigt hat. Hält man die größere Junta nicht mehr für nöthig, so werden oft noch drei bis vier Aerzte von der Familie ersucht, gemeinsam den Kranken zu behandeln. Doch die Genesung wird nur dem Schutzheiligen zugeschrieben, der Tod aber stets der Ungeschicklichkeit des Arztes.

Daher werden in Familien, wo häufige Todesfälle statt finden, die Aerzte eben so oft gewechselt, ja selbst während der Krankheit zieht man es vor, auf diese Weise die Meinung Anderer zu hören, vielleicht weil die Berufung einer Junta kostspielig ist. Bei einer Consultation erhält jeder Arzt 4 auch $4\frac{1}{2}$ Dollars, während jeder einfache Besuch mit einem Dollar bezahlt wird.

Die Geburtshülfe in verschiedenen Welttheilen.

Von

Dr. Nevermann in Mecklenburg. Plau *).

Bei den Hottentotten hat jeder Kraal (ein bewegliches Dorf aus 2—500 Köpfen) eine Hebamme, deren Beistand die Weiber in Anspruch nehmen, wofür sie vom Dorfe genährt wird und freiwillige Geschenke erhält. Die Weiber gebären auf der Erde, auf dem Kroß, und der Mann ist verpflichtet, während der Geburt die Hütte zu verlassen. Betritt er dennoch dieselbe, so muß er dem Kraal einen Hammel zum Besten geben. Sobald das Kind geboren ist, wird es mit Kuhmist eingeschmieret, man läßt die Salbe trocknen und bestreicht es sodann mit dem Safte der Feigenblätter, ist auch diese Salbung dürre, so folgt eine dritte mit Schaffett oder Butter, und hat die Haut alle die Parfumen eingesaugt, so wird das Neu-

---

*) Aus v. Siebold's Journal für Geburtshülfe. Bd. 17. Heft 2.

geborene mit Buchupulver bestreut. Stirbt ein Kind in der Geburt oder gleich darnach, so wird der Kraal an einen andern Platz verlegt; werden männliche Zwillinge geboren, so ist dieses eine Veranlassung zu ganz besondern Festlichkeiten; von weiblichen Zwillingen wird der schwächere getödtet; werden aber Zwillinge von verschiedenen Geschlechtern geboren, so wird das Mädchen an einem Baum ausgesetzt, oder im Beisein des ganzen Kraals lebendig begraben. Auch findet man viele Kinder der Hottentotten ausgesetzt, welche dann von den Kolonisten erzogen werden. Diese Findlinge entsagen aber, sobald sie erwachsen sind, meist der Religion und den Sitten ihrer Wohlthäter und kehren zu ihren wilden Verwandten zurück. Der Kroß, auf welchem ein Weib geboren hat, wird der Sitte gemäß vergraben. Die Nabelschnur wird mit einem Schafdarm unterbunden und bleibt so lange hängen, bis sie abfault. Der Mutter kommt das Recht zu, dem Säugling einen Namen zu geben, und dieser wird gewöhnlich von einem geliebten Thiere, als Gamma, ein Löwe, Hacqua, ein Pferd ꝛc. entlehnt. Es ist den Männern verboten, sich ihren Weibern während der Wochen bis zu ihrer gänzlichen Genesung zu nähern, und diese Uebertretung kann nur mit einem Ochsen an den Kraal gesühnt werden. Nach dem Wochenbette beschmiert sich das Weib mit Kuhfladen, dann mit Fett, endlich bestreut sie sich mit Buchupulver, worauf sie sich als gereinigt dem Manne, der sich eben so geschmückt hat, producirt. Sie setzen sich sodann zusammen, sagen sich zärtliche Reden, rauchen mit einander so lange, bis sie davon berauscht sind; dies ist ihnen ein kleines häusliches Fest, welches besonders bei der Geburt des ersten Knaben sehr freudenvoll ist. Der Erstgeborne behauptet im Hause auch später eine beinahe absolute Gewalt über Mutter und Geschwister. Die Hottentotten werden mit gebogener Nase geboren, da aber solche bei ihnen für eine große Difformität gilt, so beeilen sich die Mütter, dieselbe platt zu drücken; eine Tollheit mehr ist noch die, daß sie allen Knaben

einen Testikel nehmen. Diese Procedur wird gewöhnlich zwischen dem neunten und sechszehnten Jahre von den Priestern (Surri) vorgenommen, so daß diese Operation nie üble Folgen hat, und der Kranke schon nach 3 Tagen genesen ist; zugleich ist diese Operation ein großes Fest. Die Kinder bleiben bis in ihr achtes Jahr unter Aufsicht der Mutter, worauf dann der Knabe unter besondern Feierlichkeiten unter die Männer aufgenommen wird. Will er heirathen, so begeben sich seine Verwandten zu dem Vater und der Braut, offeriren diesen Tabak (von einem narkotischen Kraute, das geschmaucht wird) und bringen bei dieser Gelegenheit sein Gewerbe an, welches selten verneinend ausfällt. Hat die Braut jedoch keine Lust zu dem vorgeschlagenen Bräutigam, so bleibt ihr nur ein Mittel, sich ihm zu entziehen, übrig; sie muß sich nämlich eine ganze Nacht von ihm versuchen, kitzeln, kneifen, selbst geißeln lassen und so die ganze Nacht mit ihm allein zubringen. Hat sie diese gefährliche Probe, ohne zu unterliegen, bestanden, so ist sie frei; ließ sie sich aber, was immer geschieht, überlisten, so muß sie ihn heirathen. Die Heirathsceremonie will ich nicht näher mittheilen, es geht dabei ziemlich saftig und schmutzig zu, wie wir schon oben zur Genüge gesehen. In der Folge überläßt sich der Mann der Trägheit, und die ganze Mühe des Hauswesens liegt den Weibern ob, sie müssen die Kinder erziehen, nahrhafte Wurzeln suchen, Holz tragen, Kühe melken und Speisen bereiten, während der Mann bloß die Jagd und den Fischfang treibt. — (Vergl. Peter Kolbe's Reisebeschreibung vom Cap der guten Hoffnung. Nürnberg 1719. Fol. 3 Vol.)

Nach Winter Bottom (Account of native Africans Vol. II. p. 209) ist die Geburt bei den Afrikanern sehr leicht und wird nur der Natur überlassen. Niemand erfährt etwas davon, als bis die Frau mit dem Kinde vor der Thür der Hütte erscheint. — Lempriere (Tour. p. 328) sagt, daß die Frauenzimmer in Marascowney wenig Beschwerden von der

Geburt haben; sie sind schon häufig am nächsten Tage wieder auf den Beinen und verrichten, das Kind auf ihrem Rücken, alle Hausarbeiten.

Bruce (Travels Vol. II. p. 553) erzählt, daß die Schangallafrauen ihre Kinder mit der größten Leichtigkeit gebären, sie ruhen niemals, noch hüten sie das Zimmer nach der Geburt, sondern nachdem sie sich und ihr Kind mit kaltem Wasser gewaschen haben, wickeln sie es in ein aus Baumrinde gemachtes, weiches Zeug und hängen es an einem Zweig auf, damit die großen Ameisen oder Schlangen es nicht verzehren.

Nach Bartholomeo (Voyage Chap. II.) geht die Geburt in Otaheiti, Neusüdwales, Surinam ꝛc. sehr leicht vor sich.

Bei den nordamerikanischen Indianern geht die Entbindung nach Long (Travels p. 56) gleichfalls gut von Statten; eine hochschwangere Frau war in den Wald gegangen, um Rebhühner zu fangen, als sie nach Verlauf einer halben Stunde zurückkehrte, hatte sie ein neugeborenes Kind auf den Armen und sagte auf Chippewayisch: „hier Engländer ist ein junger Krieger."

Ebenfalls gebären nach Crantz (History of Greenland. Vol. I. p. 161) die Grönländerinnen ohne Beschwerde und verrichten kurz vor und nach der Entbindung ihre häuslichen Geschäfte. Im Jahre 1829 lernte ich auf der Gebäranstalt zu Kopenhagen einen jungen Arzt kennen, der als Geburtshelfer von der Regierung nach Grönland geschickt werden sollte, um, wenn es ihm möglich, Hebammen auszulernen, auch hatte er einen kurzen Abriß der Hebammenkunst in grönländischer Sprache.

Nach Chardin (Voyage Tom. IV. p. 230) sind die Entbindungen in Persien, sowie in den übrigen heißen Ländern des Orients, sehr leicht; es giebt also deshalb hier keine Hebammen. Die bejahrten und gesetzten Verwandten übernehmen dieses Geschäft; da es aber nicht viele alte Frauenzimmer in den Harems giebt, so läßt man solche zu diesem Behufe irgendwo herkommen.

Der nunmehr verstorbene Regimentschirurg Ruhde, welcher sich dreiundzwanzig Jahre als Arzt auf der Coromandelküste aufhielt und zu Tranquebar wohnte, theilt 1831 Folgendes mit (Bibliothek for Läger. P. XIV. p. 267 sqq.). Das Accouchement ist bei den Malabaren ganz in den Händen unwissender Frauenzimmer; man findet hier längst der ganzen Küste keine einzige gelernte Hebamme, ja nicht einmal, wer sollte es wohl glauben, eine solche zu Madras, einer Stadt mit mehr als 470,051 Einwohnern. Die Beamtenfrauen und die der besseren Klasse sind daher genöthigt, sich bei natürlichen Geburten der Hülfe eines Arztes zu bedienen. Bei meiner Ankunft versuchte ich es, eine Hebamme zu bilden; sie wurde recht tauglich und begann ihr Geschäft zum Wohle der Menschheit zu führen, als sie als solche nach Isle de France gebracht werden sollte und nun auf der Reise ertrank; seit der Zeit habe ich es gescheut, eine neue zu bilden, da ich das Geschäft sehr gut selbst versehen konnte und in dieser Zeit als alleiniger Accoucheur nur 115 geburtshülfliche Operationen gehabt habe. Nie wurde ich ersucht, weder hier zu Tranquebar noch zu Larricall, Nagore, Negapatnam und Pondichery, wo seit mehren Jahren die Aerzte fehlten, ein mahomedanisches Frauenzimmer zu entbinden, obgleich sich die bessere Klasse dieser Secte im Innern des Landes nicht scheut, die Hülfe eines Europäers in Anspruch zu nehmen. Der eingeborne Hindu ist öfter sehr um seine Frau während des Gebärens besorgt und giebt sich alle Mühe ihr auf irgend eine Weise Beistand zu verschaffen. Die malabarischen Aerzte begehen nicht selten grobe Fehler; aber die Hebammen der Malabaren noch öfter gräßliche Verbrechen als Folge ihrer grenzenlosen Unwissenheit, worin diese Nation überhaupt noch versunken ist. Während der Wehen wird die Kreissende an die heißeste Stelle des Hauses gebracht, nicht allein daß man alle frische Luft von ihr sorgfältig entfernt hält, wird die Arme auch noch mit Matten und Kleidungsstücken behängt; sie darf nicht das Geringste

trinken, indem man jedes kühlende labende Getränk für höchst verderblich hält. Werden die Wehen unter diesem Vorhange schwächer, was ja ganz natürlich ist, hören sie wohl gänzlich auf, so giebt man ein heißes Decoct von Kräutern, Madeira oder Franzbranntwein, wenn solcher zu haben ist. Gleich nach der Entbindung wird unverzüglich der Mutterkuchen herausgezogen, ohne daß man die Gefahr dabei kennt, weßhalb es denn auch nicht ungewöhnlich ist, daß nachher die Frauen an Verblutung sterben. Kommt ein Arm aus den Geschlechtstheilen, so wird er augenblicklich abgeschnitten. Macht die Schulter Widerstand, nachdem der Kopf geboren, so legt man eine Schlinge um den Hals des Kindes und zieht so lange bis der übrige Körper folgt; ist die Hebamme hierzu nicht kräftig genug, so holt sie sich eine ganze Mannschaft, die ihr Beistand leistet, bis das Geschäft vollendet ist.

Selten werden die Wöchnerinnen von Krankheiten befallen; nie habe ich die Febris puerperalis gesehen noch davon gehört, obgleich sie in andern Gegenden Asiens gefunden wird; nur rafft die Diarrhoe manche Kindbetterin weg, wenn solche schlecht behandelt wird, wie es gewöhnlich von den malabarischen Aerzten geschieht.

Hiermit wäre zu vergleichen J. Rehmann, zwei chinesische Abhandlungen über die Geburtshülfe. St. Petersburg 1810.

Originell ist die Geburtshülfe nach H. Martius (v. Graefe und v. Walther, Journal der Chirurgie und Augenheilkunde. Bd. XI. Heft 1. p. 66 u. flg. 1828) bei den Kalmücken. Ein junger kräftiger Mann nimmt, auf der Erde sitzend, die Kreissende vor sich auf die Knie und streicht ihr den Unterleib von der Brust bis in den Schooß herab, so lange anhaltend und kräftig, bis das Kind sich zu zeigen anfängt. Bemerkt dies die vor der Gebärenden lauernde Hebamme, so giebt sie dem Mann oder den Verwandten der Kreissenden ein Zeichen, worauf diese unverhofft und in einem Tempo die bereit gehaltenen Flinten abfeuern. In der Regel kommt die

Geburt unmittelbar hierauf zu Stande. Arme, die jene theuren Assistenten nicht bezahlen können, schnallen der Kreissenden mehrere breite Riemen um den Unterleib, die von Zeit zu Zeit um ein Loch kürzer geschnallt werden. Zu gleichem Zwecke preßt man wohl auch den Bauch der Kreissenden gewaltsam in die Zinken einer hölzernen Heugabel oder verstopft ihr Mund und Nase mit einem Tuche, um sie zu kräftigeren Anstrengungen der Bauchmuskeln anzutreiben.

Das Verfahren der Kalmücken mit dem Zusammendrücken des Unterleibs ist in der That nicht zu verachten, sondern im Gegentheil sehr zu empfehlen, was ich aus eigner Erfahrung versichern kann. Man schlägt eine große Serviette, ein kleines Tischtuch oder langes Handtuch in einer Breite von $1\frac{1}{2}$ Fuß cravattenförmig zusammen, lagert die Mitte auf die obere Portion der Erhöhung des Bauches, damit der Uterus gleichmäßig von oben nach unten compact werde, kreuzt die Köpfe in der Nierengegend, übergiebt sie zweien Frauen, die solche bei jeder Wehe fester ziehen und nachher wieder etwas nachlassen, sobald solche vorüber ist. Sehr zweckmäßig kann man sich der Monro'schen Gürtel zu diesem Behufe bedienen, wo man die Riemen nach und nach enger um den Körper schnallt, nur ist bei der Sache Bedingung, daß der Muttermund gehörig geöffnet sei und bloß zu schwache Wehen Ursache der Geburtsverzögerung sind. Ein solche Binde fixirt den Körper der Kreissenden außerordentlich und setzt sie in den Stand, mit Energie ihre Kräfte auf den Uterus zu verwenden. Außerdem ist sie ein äußerst wohlthätiges Mittel die Gebärmutterthätigkeit zu erregen, indem sie den Unterleib zusammenfaßt, den Fundus uteri von oben und von der Seite drückt und so durch diesen gleichmäßigen Druck mechanisch auf die Austreibung des Kindes wirkt. Sie gewährt der zusammenziehenden Kraft des Uterus einen unnachgiebigen Widerstand und verhindert seine Erschlaffung; es wird das Spalten der Linea alba, welches El. v. Siebold 1828 sah, verhütet

und ist beim Hängebauch unentbehrlich. Durch dieses Verfahren werden am besten Ohnmachten nach der Entbindung verhütet, gefährlicher Blutüberfüllung und daraus hervorgehenden Entzündungen des Unterleibs, nebst Atonie mit profusen Blutergüssen aus demselben, vorgebeugt. Legt man doch vor der Paracentese bei der Bauchwassersucht einen Gürtel oder ein Handtuch an, um obigen Zufällen mehr oder weniger vorzubeugen, warum also auch nicht hier, da ganz derselbe Zustand in Bezug auf die Unterleibsorgane, namentlich wenn viel Fruchtwasser oder Zwillinge vorhanden sind, Statt findet. Freilich legt man bei uns auch eine Binde um den erschlafften Leib, aber solches geschieht zu spät, gewöhnlich eine halbe Stunde nach der Entbindung, und hat den Nutzen bei weitem nicht, als wenn solches von vorn herein geschieht. Schon die alten Geburtshelfer Denmann und Ingleby lobten die Binde in obigen Fällen. M'Moris sah 1830 in Indien, daß man dort mit den Fäusten auf den Uterus drückte. Theys, ein holsteinischer Geburtshelfer 1827, und Geitskell, ein Engländer 1828, reden ihr das Wort. Waller, 1833 in London, und John Allen, 1833 in New-York, empfehlen sie ungemein. Jüngst hat auch ein ungenannter Franzose (in Schmidt's Jahrbüchern für die gesammte in- und ausländische Medicin 1835) die Bauchcompression auf besagte Weise bei schwachen Wehen sehr empfohlen, ohne daß er weiß, daß es außer Frankreich auch noch Leute giebt, die solches zu schätzen wissen.

Aus diesem Abriß geht hervor, daß je mehr sich die Menschen verweichlichen, was schon mehr bei den Braminen der Fall ist, die Frauen desto schwerere Wochen halten.

V.

Poesieen.

Der Arzt und die Gesundheit.

Allegorisches Festspiel.

Von

Ludwig Kossarski.

Die Gesundheit.

Was bläh'st Du Dich und gehst so stolz einher,
Als hättest Du erforscht der Weisheit Meer?
Dein Wissen ist nur ewiges Versuchen,
Dem nur zu oft die Menschenkinder fluchen,
Wenn dem Versuch kein Heil für sie entsprießt
Und Mancher mit dem Leben ihn gebüßt. —
Statt, was Du weißt, am Kranken zu bewähren,
Suchst Du durch ihn Dein Wissen erst zu mehren.
Kein Wunder, daß oft lang sein Uebel dauert,
Daß man gar häufig seinen Tod betrauert!
So geht es einem Mann mit trübem Sinn,
Man spricht mit ihm vom Kummer her und hin;
Anstatt zu trösten, mehrt man nur sein Leid,
Das selbst geschwunden wär' im Lauf der Zeit.
So aber muß er oft vor Gram vergehen;
Was seine Tröster dann zu spät einsehen. —

Gesundheit ist der Zeit ganz nah' verschwistert;
Und nur die Kranken, die mir selbst vertrau'n —
Was Du für Mittel ihnen eingeflüstert, —
Genesung können sie durch mich nur schau'n.
Ja, ich allein bin's, der sie danken müssen;
Du freilich hast den Ruhm, pochst auf Dein Wissen!

Der Arzt.

Nicht ziemt es Dir, mit Deiner Macht zu prahlen;
Dem Baume gleichst Du, der nur dann gedeiht,
Wenn ihm der Gärtner seine Kunst verleiht,
Ihn schützend hegt vor Kält' und Gluthenstrahlen,
Vor Hagel, der die Blüthen schnell vernichtet,
Vor Sturm, der plötzlich ihn zu Grunde richtet. —
Der Baum bist Du, den gütig eingesetzt
Der Schöpfer hat, daß er die Menschen letzt;
Ich bin der Gärtner, der Dich pflegt und schirmt,
Daß Du nicht wankst, wenn Krankheit Dich bestürmt. —
Nicht groß ist Deine Macht, die nicht von Dir:
Warum mißgönnest Du die meine mir?
Wohl bin ich irdisch, Du aus höherm Land;
Doch ich wie Du ein Werkzeug höhrer Hand!

Die Gesundheit.

Wohl bin ich göttlich stets und darum bin ich,
Und nicht auf Mittel erst, zu helfen, sinn' ich:
Wie willst Du, Irdischer, Dich mir vergleichen?
Dein Wissen ist des schlimmen Zweifels voll!
Wie könntest Du mit mir ein Ziel erreichen?
Du schwacher Mensch, der Menschen helfen soll!

Der Arzt.

Du bist; doch ist Dein Reich nicht immerwährend,
Sonst müßte stets gesund der Mensch ja sein!
Nichts wirkte auf sein Leben bös' und störend: —
Doch würd' er eines Vortheils dann sich freu'n?
Die irdische Bestimmung bald vergessen

Würd' er, wenn Krankheit nimmer ihn befiel,
Ein Gott zu sein träumt er sich dann, vermessen,
Und nichts als Stolz und Hochmuth wär' sein Ziel!
Die Krankheit nur vermag ihn zu erinnern,
Daß Staub er ist von Außen, Staub im Innern!

Die Gesundheit.

Doch besser wär's, er braucht' sie nicht zu scheu'n!
Sie tritt nur hemmend in sein Leben ein.
Sie raubt ihm noch die spärlich kurze Frist,
Die ihm nach Gram und Schlaf noch übrig ist! —

Der Arzt.

Wie? — Fühlst Du selber Dich nicht hoch erhoben,
Wenn scheu die Krankheit flieht durch unsre Macht?
Der Mensch die Blicke fromm erhebt nach oben,
Weil ihm das Leben wieder freundlich lacht?
Wenn ich die Krankheit glücklich überwand,
Bist Du es auch, zu der er froh sich wendet,
Bist Du es auch, der heißen Dank er spendet,
Wenn, betend, er gefaltet seine Hand!
Und tönte Dir zum Preise je ein Mund,
Wenn nur Natur die Kranken macht gesund? —
Nur wo zwei Kräfte mit einander kriegen,
Die eine siegreich aus dem Kampfe eilt,
Da wird der Sieg'rin Ruhm und Lob ertheilt: —
Den Helden preist man erst nach seinen Siegen,
Wenn seine Macht den Feind hat überwunden; —
Gesundheit — wenn die Krankheit hingeschwunden! —
Doch wie der Held nur dann kann Sieger sein,
Wenn ihm Getreue ihre Kräfte weih'n,
So kannst Du nur der Krankheit widerstehen,
Wenn Dir Getreue stets zu Hülfe gehen.
Und wie nicht Neid und Mißgunst fühlt der Held,
Daß auch ein Abglanz seines Ruhms fället

Auf die Getreu'n, — so mußt Du mir auch gönnen
Den Ruhm; — allein wirst Du nie wirken können!

Die Gesundheit.

Mit Deinen Waffen will ich Dich nun schlagen:
Held nennst Du mich? — Doch Held ist stets nur Einer!
Zu siegen ohne ihn vermag ja keiner
Der Treu'n, die seine Kämpfe mit ihm wagen,
Wenn er die Heldenkraft nicht ihnen leiht;
Das lehrt ja die Geschichte aller Zeit.
Heerführer darum ist er auch genannt,
Weil machtlos ohne ihn der Andern Hand! —
So auch Gesundheit, die ursprünglich schafft;
Und Nichts ist ohne sie des Arztes Kraft!

Der Arzt.

Doch nimmer kommt zum Ziel der Held allein,
Und Großes kann er nicht durch sich vollbringen;
Nur der Gedank' ist sein, nicht das Gelingen,
Dazu verhelfen ihm nur die Getreu'n.
Sie brauchen ihren Ruhm nicht zu verschweigen
In Demuth vor dem Helden sich zu neigen. —
Und kannst Du einen treuern Jünger finden
Als ich Dir bin, auf weiter Erdenflur?
Dir helf' ich stets, der Heldin der Natur,
Den bösen Feind, die Krankheit, überwinden;
Und gönnen sollt' ich Dir allein den Preis,
Der ich der eignen Kraft bewußt mich weiß? —

Die Gesundheit.

Ja, eigne Kraft! — An Kraft verlor der Held,
Seit Kriegserfindung anders kämpfen lehrt!
So wird auch der Gesundheit Kraft gewehrt,
Wenn man ihr Aerzt' und Mittel zugesellt!
Die wilden Völker brauch' ich nur zu nennen,
Die glücklich sind, ob keinen Arzt sie kennen! —

Die Göttin des Lebens.

Genug des Streites, den ich angehört!

Die Gesundheit.

Der Stolz hat diesen Sterblichen bethört!
Unsterbliches schon wähnt er zu erreichen,
Und brüstet sich, als wär' er Meinesgleichen!
Doch Du, o Göttin, der verwandt ich bin,
Die stets, wie ich, beschützt der Menschen Leben,
Du wirst ihm beugen wohl den stolzen Sinn,
Daß ich mein Recht nicht brauch' ihm zu vergeben!
Entscheide! —

Der Arzt.

Ja, entscheide Du, des Lebens
Erhabne Göttin, der ich nicht vergebens
Mein Wissen und mein Wirken hab' geweih't,
Das gütig Du beschirmst zu aller Zeit.
Dir hab' ich stets vertraut, und ohne Wanken;
Mein Ruhm ist ja von Deinem auch ein Schimmer!
Entscheid', ob Dieser er gebührt allein?

Die Gesundheit.

So magst Du denn des winz'gen Ruhms Dich freu'n;
Doch solltest Du, ein Sterblicher, wohl nimmer
Mit mir, der Göttin, treten in die Schranken!

Die Göttin des Lebens.

Nur er ist sterblich, göttlich seine Kraft;
Nicht irdisch, was mit seinem Geist er schafft.
Von Deinem Ruhme wird Dir nichts geraubt,
Wenn Ruhm und Ehr' umglänzt sein irdisch Haupt;
Nur wenn vereinet Eure Kräfte walten,
Dann werden sie der Menschen Heil erhalten. —
Wie kannst Du wohl sein Wirken stolz verkennen?
Müßt' ich nicht selbst auch Dich unwirksam nennen
Und Deine Macht am Menschen ganz vergebens,
Da ich allein die Göttin bin des Lebens? —

D'rum statt zu streiten, sollt Ihr friedlich wandeln,
Und Einer in des Andern Wirken handeln;
So kommt Ihr meinem Wollen treu entgegen,
Und Eurer Doppelkraft entsprießt nur Segen! —
Wohl steht's in unsrer Macht, das Heil zu spenden;
Doch weil der Erdensohn nur das begreift,
Was über seinen Sinn hinaus nicht schweift,
Drum müssen wir ihm einen Boten senden.
Es lernt der Mensch die Götter erst erkennen,
Wenn Priester ihre Macht auf Erden nennen;
Auch mein' und Deine Macht im Erdenland,
Sie wird vom Menschen erst im Arzt erkannt. —
Und fühlen wir nicht höchste Seligkeit,
Wenn ihn des froh Genes'nen Dank erfreut?
Wenn ihm, mit unnachahmlich süßem Blick,
Ein Kind tiefdankend in das Antlitz schaut,
Weil Leben er dem Vater gab zurück,
Der Mutter, — die auf unsre Macht vertraut? —
Wenn aus der Gattin Aug' die Thräne fließt,
Weil neu verjüngt ihr Gatte wieder lacht?
Ihr Mund unendlich sich in Dank ergießt,
Weil er geholfen hat durch unsre Macht? —
Wenn Eltern er das einz'ge Kind erhält,
Das ihnen mehr als Kronen dieser Welt? —
Wenn er der Jungfrau den Geliebten rettet,
An den ihr Herz für Ewigkeit gekettet? — —
Und wenn sein Lob aus Aller Mund erschallt,
Sind wir es nicht, für die sein Herz aufwallt? —

Die Gesundheit.

Genug, o Göttin, ich bin überzeugt;
Und gern zum Frieden, mit dem Arzt, geneigt.

Der Arzt.

Du hast mein Wirken mir erst klar gemacht;
So göttlich hab' ich selbst es nie gedacht!

Die Göttin des Lebens.

So laßt uns, Drei vereint, die Hand uns reichen:
Wir sind in unsrem Wollen — Einesgleichen!
Doch kann der Mensch nur unsre Macht erfahren,
Wenn wir im Arzte sie ihm offenbaren!

Das grösste, einem arabischen Arzte von einem Dichter ertheilte Lob.

Thabit ben Korra ist auch europäischen Aerzten als ein großer College aus Kurt Sprengel zur Genüge bekannt, aber die Lebensgeschichte desselben aus Ibn Challikjan und Ebn Ossaibe ist einem künftigen Biographen arabischer Aerzte vorbehalten. Ibn Challikjan, der Plutarch der Araber, giebt in seiner Lebensbeschreibung Thabit's, des Sohnes Korra's, die folgenden Verse als das größte Lob, welches je einem Arzte ertheilt worden:

Wer wird den Kranken, wenn nicht Ibn Korra, heilen?
Wer wird, nach Gott, Gesundheit ihm ertheilen?
Er weckt die Philosophen in das Leben,
Die Heilkunst lehret er in klaren Zeilen,
Er spricht, wie Jesus sprach, der Sohn Maria's,
Und hauchet Leben ein, ohn' zu verweilen.
Dreieck und Krankenglas*) sind ihm die Mittel,
Zu sehen, was in der Eingeweide Theilen.

*) Was das Krankenglas, bedarf wohl keiner Erläuterung; aber was das Dreieck bedeute, ist ein zu erklärendes Räthsel; übrigens bedeutet das Wort Moselles nicht nur ein Dreieck, sondern auch dreimal gesottenen Wein und Latwerge.

Verborgne Krankheit ist ihm klar, wie Fluthen
Des reinen See's dem hellen Aug' auf Meilen,
Gelehrt und auch gerecht, wie Abraham
Ein Erb' der Wissenschaft in allen Theilen.
Er bahnet glatt die Pfad der Medicin,
Versteht den Rost des Alten abzufeilen,
Er denkt so scharf, daß er vermag das Fleisch
Zu trennen von dem Blut und zu zerspeilen,
Und wenn der Geist einschneidet in den Leib,
Wird er sogleich sie zu versöhnen eilen.

Ein Seitenstück zu diesem Gedicht bildet Folgendes von demselben gefeierten Dichter, aus dessen dem Doct. med. L. A. Frankl dedicirten „Duftkörnern."

Spottgedicht auf einen Arzt.

Unwissend so, daß er den Unterschied nicht weiß
Von Nacht und Tag, von Schwarz und Weiß, von Kalt und Heiß *);
Das Pflaster giebt er ein dem Kranken zum Purgiren,
Das Senfmehl brauchet er zu Pulvern und Klystiren,
Statt Wermuth giebt er Gift, statt Honig Kalomel,
Und zu vermehren Blut setzt ein Fontanell **).

*) Schifaji II. 77.
**) Sinaji II. 137.

Ich sprach: womit fingst du als Arzt die Studien an?
Er sagte: mit Schirin*), hernach mit Gulistan.
Ei! Ei! sprach ich; wer hat Gilan denn gebauet**)?
„Der Avicena, wenn man mir es recht vertrauet."
So, so, sprach ich, und wer ist denn Sohak***) und Dschem?
Und Firamurs, Guders, Behram, Tschopin, Rustem?
Er sprach: „ich kenne sie sehr wohl, die selt'nen Pflanzen,
Zu Rattenpulvern all vortrefflich und gen Wanzen."
Er unterscheidet nicht den Scherbert†) von dem Brei,
Und glaubt, daß Asang eins mit Bibergeile sei††).

Hammer-Purgstall.

---

*) Schirin und Gulistan, persische Heldengedichte.
**) Schifaji II. 291.
***) Sohak u. s. w., persische Helden.
†) Scherbert, im Oriente übliches Getränk zur Abkühlung.
††) Schifaji I. 374.

VI.

Miscellen.

Historische Pinselstriche *).

Von

Baron Massias.

Buffon. Ein Geschichtschreiber der Natur, groß wie sie selbst, ein kühner Umwandler der sieben Tage der Genesis in Epochen mehrerer tausend Jahre. Gelehrter in seinem Fache als alle seine an Wissenschaftlichkeit ihn übertreffenden Nebenbuhler, weil er in jeder Organisation alle ihm noch unbekannten Organisationen erkannte und durchschaute, und weil seine Einbildungskraft im Bunde mit seinem Styl lebendige Wesen schuf, während die übrigen Gelehrten nur Namenregister von Skeletten aufzustellen verstanden.

Abbé de l'Epée. Er versetzte das Gehör der Tauben und Stummen in deren Augen, wie Vincent Hauy das Gesicht der Blinden in deren Gehör und Tastsinn verlegte.

---

*) Unter diesem Titel und als einen Beitrag zur allgemeinen Geschichte der Ideen lieferte kürzlich der Baron Massias kurze, aber treffende Schilderungen von den berühmtesten Männern aller Zeiten und Länder, welche auf die Bildung und den Fortschritt des menschlichen Geistes einen belebenden Einfluß ausgeübt haben. In den von ihm entworfenen Skizzen spielen auch Aerzte und Naturforscher keine kleine Rolle, wie folgende Porträte in gedrängtem Auszuge darthun.

Guillotin. Ein Arzt und honneter Mann, der aus einem Gefühle von Menschlichkeit ein Mittel zur Abkürzung der Qualen der zum Tod Verurtheilten suchte, und zu seiner Verzweiflung sah, daß man einer höllischen Maschine seinen Namen gab, deren Erfinder er nicht gewesen, und welche das Volk belehrte, mit dem Anblick von Blut zu sympathisiren. Unglückseliges, abscheuliches Werkzeug! —

Gall. Ein Plagiator des Mystikers Swedenborg, welcher mehr als 50 Jahre vor ihm unsere Laster und unsere Tugenden von der Bildung des Schädels abhängig machte. Hätten Swedenborg und Gall Gelegenheit gehabt, die Schädel der Beduinen und der Bewohner von Neu-Guinea zu betasten, und nicht an allen denselben die Organe der Stehl- und Mordsucht gefunden, so würden sie wahrscheinlich daraus geschlossen haben, daß nicht die Natur solche Neigungen zu Diebstahl und Mord durch gewisse Hervorragungen am Schädel erzeuge, sondern daß die Gesellschaft und die Erziehung solche Neigungen hervorbringen und bilden, ja dieselben förmlich entwickeln. Das Laster und die Tugend werden also stets unter die Gerichtsbarkeit der Moral und der Gesetze, und niemals unter Gerichtsbarkeit der Anatomie und Physiologie gehören.

Mesmer. Ein eifriger Forscher, dabei zur Hälfte Charlatan; er entdeckt eine unberechenbar wichtige physiologische Thatsache, die dem Studium der menschlichen Natur eine veränderte und neue Richtung verleiht. Diese Thatsache will nämlich das Dasein wundervoller, von den 5 Sinnen unabhängiger Perceptionen beweisen, und hatte beinahe 100 Jahre lang gegen den Physicismus der Aerzte und Philosophen zu kämpfen.

Hahnemann. Ein Arzt voll ehrlichen Glaubens und honneter Gesinnung, der mit einem vier Milliontheil von einem Gran Arznei, mit irgend einer Flüssigkeit vermengt, lebhaft und normal gerüttelt, Wunderkuren zu thun glaubt, aber nur

eingebildete Kranke heilt, und bisweilen auch wirkliche Krankheiten, indem er durch Einbildungskraft und durch das Moralische auf das Physische wirkt. Was die Grundlehren der homöopathischen Arzneikunde: Gleiches durch Gleiches und Entgegengesetztes durch Entgegengesetztes zu heilen, betrifft, so sind sie noch einer großen Streitfrage unterworfen.

Bichat. Ein Genie, welches die Wissenschaft, der er seinen Ruhm verdankt, und die nur langsame Fortschritte machen kann, am meisten beförderte. Zur hinlänglichen Kenntniß des Menschen fehlte sie den alten Philosophen, und dem Cartesius zur Vervollständigung seines Gesichtspunktes, ohne welche er nicht sagen konnte: „Cogito ergo sum.“

Broussais. Er leistete der Arzneikunde einen unermeßlichen Dienst, indem er die Aerzte zwang, den Sitz der Krankheiten in den Organen zu suchen, und den Satz aufstellte, daß sie bei civilisirten Völkern, und namentlich bei den Bewohnern großer Städte ihre Hauptquelle in der Erregung oder Aufreizung haben. — Aus seiner Wissenschaft und aus seiner zornglühenden Beredsamkeit bildete er für die Philosophie der Sinne eine furchtbare Waffe. Er behauptet, daß die Materie denke, gesteht aber zu, daß sie nicht immer denke, und stößt durch dieses Geständniß seine eigene Lehre um.

Jussieu. Jede Pflanze, sobald man ihren Namen hört, erkennen, und aus der Beschreibung ihrer Charaktere wissen, welcher Klasse, Art, Gattung und Familie sie angehört, ist das Hauptproblem der Botanik; von allen Botanikern kam bisher Jussieu der Lösung dieser Aufgabe am nächsten durch seine Vervollständigung der Systeme von Linné und Tournefort, indem er zu der Charakteristik der Blüthen und Früchte noch andere sehr auffallende Charaktere hinzufügte.

Lavoisier. Er bildete aus der Chemie eine völlig neue Wissenschaft, welche nur bestimmt ist, das Aussehen der Industrie unaufhörlich zu erneuern und Resultate zu erlangen, deren Nutzen und Wundern man keine Gränze mehr setzen

kann. Weil er früher Generalpächter gewesen, wurde er zum Tode verdammt, und die Richter verweigerten ihm 1794 einen kleinen Aufschub zu Vollendung einiger der Menschheit nützlichen Experimente, obgleich er erklärt hatte, daß er hiernach ohne Schmerz und Kummer sterben würde. Man gab ihm zur Antwort: „Die Republik bedürfe keiner Gelehrten."

Cuvier. Weniger Poet als Buffon, aber genauer. Er hat einem seiner Collegen die Realität der Idee von der Einheit des Organisationsplanes bestritten, wornach sich die Organisationen in ununterbrochener Stufenfolge vom Polypen bis zu dem Menschen erheben sollten. Obgleich er diese absolute Einheit läugnete, mußte er dennoch die allgemeine Einheit der thierischen Organisation anerkennen, weil ohne diese die Aufstellung einer vergleichenden Anatomie ihm unmöglich geblieben wäre. — Er war ein eben so kluger als gelehrter Geolog, und hütete sich gleich Fontenelle, die Hand allen Wahrheiten zu öffnen, welche er darin verschlossen hielt.

Zur Geschichte des Kriegsheilwesens im 16. Jahrhundert.

Von

Dr. Zimmermann in Potsdam.

Der Ursprung eines eigenthümlichen, geordneten und den damaligen Verhältnissen zweckmäßig angepaßten, Kriegsheilwesens, aus dem alle spätern Einrichtungen der Art nach und nach hervorgegangen sind, schreibt sich von der, unter Kaiser Maximilian I. durch Georg v. Fronsberg bewirkten Einführung der sogenannten Landsknechte her. Die damalige und spätere Art ein Heer zu bilden, bestand in Folgendem. Der Kaiser oder ein anderer Fürst gab einem Manne von militairischem Rufe den Auftrag, ein Heer für eine gewisse Zeit und Summe durch Werbung zu bilden. Dieser (gewöhnlich ein Oberst) stellte dann die Hauptleute für jedes Fähnlein an, welche ihrerseits wieder ihre Stellvertreter (Lieutenants), den Fähnrich, so wie für jedes Fähnlein einen Feldscheer, einen Kaplan und einen Schreiber ernannten, und ihrem Fähnlein, das durchschnittlich aus 400 Mann bestand, vorstellten. Der Hauptmann hatte die Verpflichtung, für einen tüchtigen und seinem Fache gewachsenen Feldscheer zu sorgen, welcher dem Fähnlein überall folgen und die nöthige Arznei und Instrumente stets

bei sich führen mußte; auch hatte Letzterer für einen geschickten Gehülfen Sorge zu tragen. Der monatliche Gehalt des Feldscheers bestand in 4 Gulden; außerdem konnte er noch eine außerordentliche Zulage auf Verwendung des Musterherrn erhalten, auch wurde die Behandlung solcher Krankheiten, welche der Soldat nicht im Gefecht und Dienst bekommen, von diesem selbst bezahlt. Diese Einrichtung bestand jedoch nicht blos bei den Landsknechten, sondern auch dem übrigen Kriegsvolke, als den Reitern und der Artillerie, waren Feldscheere zugetheilt, und außerdem wurden auch den höhern Officieren, namentlich wenn sie von vornehmer Abkunft waren, besondere Leibärzte (Doktoren) und Wundärzte mit guter Besoldung gehalten. Allen Feldscheeren war ein oberster Feldarzt vorgesetzt, welcher allein dem Commandirenden des Heeres untergeben, und monatlich mit 46 Gulden besoldet war. Außer dieser Anstellung einer bestimmten Anzahl von Feldärzten (deren Pflichten genau bestimmt waren, wie dieß die vom Verfasser mitgetheilten speciellen Instructionen darthun), trug man in sofern die größte Sorgfalt für die Soldaten, als man Krankheiten durch Einrichtung einer strengen Medicinal-Polizei in den Lagern zu verhüten suchte, welches um so nöthiger war, da die Lager der damaligen Zeit eine eigenthümliche Einrichtung hatten. Ein solches zerfiel nämlich in 2 Theile; in dem einen befanden sich die Soldaten mit ihren Officieren, in dem andern der Troß, welcher wieder aus 3 Theilen zusammengesetzt war: den Krämern und Metzgern, den Huren und Buben und dem eigentlichen Troß, welcher aus den verheiratheten Weibern bestand. Dem gesammten Troß, stand der sogenannte „Hurenwaibel" vor, welchem die Führung des Trosses auf dem Marsch und während des Gefechtes, so wie die Aufrechthaltung der Zucht und Ordnung oblag. Ihm zur Seite stand, außer dem Profoß und dessen Steckenknechten, der „Rumormeister," welcher seine Befehle mit Hülfe eines Prügels, der Vergleicher genannt, executirte und ein strenges Regiment führte. Die Krämer

und Metzger waren vereidet, und gehalten, für gute Waare und richtiges Gewicht Sorge zu tragen, und wurden durch einige stets in ihrem Gebiete aufgerichtete einfache Galgen ernstlich an ihre Pflichten erinnert. Uebrigens gab es in dem Lager der Deutschen Landsknechte kein Valetudinarium, wie bei den Römern, noch weniger Bäder für die kranken Soldaten, aber die deutschen Officiere besuchten und trösteten die Kranken, wie die römischen Feldherrn, und sorgten selbst, daß der Trost der Kirche dem danach Verlangenden nicht fehlte. Die Huren und Steckenknechte mußten für die Reinlichkeit des Lagers, insbesondere aber für die der in gemessener Entfernung angelegten Latrinen sorgen, und die Wäsche und Pflege der kranken unverheiratheten Soldaten besorgen, worauf der Rumormeister zu sehen hatte. Die verheiratheten Männer empfingen dagegen die nöthige und möglichste Pflege von ihren Weibern, welche ihnen auch folgten, wenn das Lager aufbrach. Die Kranken wurden dabei entweder auf „Reißbahren" oder zuweilen auch auf Wagen transportirt. Wenn ein Soldat erkrankte oder verwundet wurde, so behielt er seinen Sold, jedoch hatte er, wo möglich, nach 2 Monaten seinen Dienst wieder zu versehen. Während des Treffens hielten sich die Feldscheerer hinter und seitlich dem Fußvolk vor der Nachhut auf, die Verwundeten wurden an einen etwas sichern Ort gebracht, verbunden, und nach Umständen dem Heere nachgeführt, oder ins Lager, feste Städte oder Schlösser gebracht. Die Behandlung der Kranken wurde im Allgemeinen von den Feldscheeren besorgt, darüber aber von dem obersten Feldarzt die Aufsicht geführt, und von diesem auch die größern Operationen verrichtet. Giebt man auch zu, daß diese wohl überlegten und mit großer Umsicht entworfenen Ideen einer Militair-Medicinal-Pflege nicht immer mit gleicher Sorgfalt ausgeführt wurden, und unter den damaligen Verhältnissen auch nicht ausgeführt werden konnten, was selbst bei den Landsknechten Fronsberg's während der italienischen Feldzüge nach den öftern

Meutereien, daselbst der Fall gewesen sein mag, wie sich dies aus den fürchterlichen Verwüstungen, welche die Krankheiten dort unter den deutschen Schaaren anrichteten, schließen läßt, so fanden doch die Ideen Fronsberg's fast überall Anerkennung und Nachahmung, und selbst nachdem das Landsknechtswesen längst untergegangen, nach zwei für Deutschlands Entwickelung so wichtigen Jahrhunderten, findet man die militärärztlichen Verhältnisse wenig verschieden von denen zu Fronsberg's Zeit. (Auszug aus Hecker's Annalen 1834. Novbr. und December).

Die ehemaligen Feldscheerer.

Unter der Regierung des Kaisers Maximilian I. begann in Deutschland eine durchgreifende Veränderung der Kriegsheere; das durch Georg v. Frondsberg eingeführte Landsknechtwesen entwickelte sich unter Carl V. noch weit mehr, und führte den Ursprung eines eigenthümlichen Kriegsheilwesens herbei, welches unsere Aufmerksamkeit um so mehr verdient, als aus demselben viele spätere Einrichtungen hervorgegangen sind. Väterlich gegen die Landsknechte gesinnt, sorgte Frondsberg redlich für ihre Gesundheitspflege; und viele deutsche Fürsten, die seine militärischen Reformen annahmen, fingen auch für das Kriegsheilwesen zu sorgen an. Jedem Hauptmann war es damals schon zur Pflicht gemacht, für die Anstellung eines tüchtigen Feldscheerers zu sorgen, wie folgende Instruction beweist *): „Dieweil man unter eines jeden

*) Leonh. Fronsperger: Von kaiserlichen Kriegsrechten, Malefitz und Schuldthändeln u. s. w. Frankfurt am Main 1751. (Th. I. pag. 85).

Fendlin eines Feldscherers und Wundarztes nottürftig ist, so soll ein jeder Hauptmann sehn, daß er ihme einen rechtschaffnen, kunstreichen, erfahrnen und wohlgeübten Mann zu einem Feldscherer und Baderknecht bestelle; wie umb gunst's willen zum öfftern mal geschicht; dann wahrlich ein groß hieran gelegen; dann mancher ehrlicher Gesell etwan sterben oder erlamen muß, hette er ein rechtschaffnen, erfahrnen und geübten Meister ob ihme, er bliebe bei leben und gerad" u. s. w. — Aber nicht bloß den Landsknechten, sondern auch dem übrigen Kriegsvolke, als den Reitern und der Artillerie, waren Feldscheerer zugetheilt; außerdem wurden den höheren Offizieren, namentlich, wenn sie von vornehmer Abkunft waren, besondere Leibärzte und Wundärzte mit guter Besoldung gehalten. Welcher Grad von wissenschaftlicher Bildung unter den damaligen Feldscheerern gewesen sein mag; läßt sich wohl nicht gewiß bestimmen. Wahrscheinlich waren die Feldscheerer bei den Landsknechten von denen bei der Reiterei und der Arkellei (Artillerie) durch Bildung und Rang verschieden. Die gewöhnlichen Feldscheerer bekamen monatlich 4 fl., und nebenbei den Gehalt eines Gemeinen; jedoch durften sie in besondern Fällen von den kranken Soldaten Curkosten verlangen. Wir erlauben uns, aus den Producten der damaligen Lagerpoesie folgendes Gedicht, welches den Titel „Feldscherer" führt, unsern Lesern mitzutheilen:

„Ich bin meins Hauptmanns Fendlein Knecht,
Feldscherer, brauch mein Artzney recht,
Bin kunstreich, erfahren, wolgeübt,
Deß werd ich von Knechten geliebt.
Ich habe zu Feldt und andern endt,
Allzeit mancherley Instrument
Bin auch versehn mit Artzney
Jedem Knecht zu helfen gar frei.
Er sei geschlagen oder gestochen
Verwundt oder ein Bein zerbrochen
Gefalln, verbrandt oder geschossen

Dem hilf ich ganz unverdroßen
Menniglich doch zuvorderst ich,
Darauf han man bestellet mich
Zu helfen meinem Fendlein Knecht
Das versich ich mit Artzney recht.
Umb einen geringen schlechten Lohn
Beim Fendrich mein Losament han
Da man mich dann zu suchen hat
Knecht zu Arzneien ist mein statt.

Allen Feldscheerern war ein oberster Feldarzt vorgesetzt, welcher allein dem Commandirenden des Heeres untergeben und mit 40 Gulden monatlich besoldet war. Allein, nicht bloß durch die Anstellung einer bestimmten Anzahl Feldärzte legte man die größte Sorgfalt für die Pflege der Soldaten an den Tag, sondern man suchte auch Krankheiten durch Errichtung einer Medizinal-Polizei in den Lagern zu verhüten. Man schlug das Lager wo möglich in einer Gegend auf, welche die Verproviantirung der Truppen erleichterte; insbesondere aber sah man darauf, daß ein gutes Trinkwasser in der Nähe sei. Den Metzgern war der Fleischverkauf nur unter dem Eide, gutes Fleisch zu liefern, gestattet. Wie ernstlich man es mit diesen polizeilichen Maßregeln meinte, geht schon daraus hervor, daß man gleich nach Absteckung des Lagers neben den Krämerbuden einige Galgen errichtete, die fast nur für das Nichtmilitär bestimmt und in einem solchen Ansehen waren, daß, als Carl V. einst mit seinem Gefolge vorbei ritt, er davor seinen Hut abnahm. Aus den Instructionen für die Feldscheerer und die obersten Feldärzte erhellet, daß die Behandlung der Kranken im Allgemeinen von den Feldscheerern besorgt, und von dem obersten Feldarzt nur die Aufsicht geführt und die größern Operationen verrichtet wurden.

VIII.

Kunst- und Lebensansichten.

Aphorismen, Maximen, Sentenzen und Ideen.

Behauptungen seien nicht etwa die Produkte einer nachtwandelnden Phantasie, die vom Dunste der Schule berauscht, den Sitz der höchsten speculativen Vernunft einzunehmen wagt, sondern sie seien die Resultate oder die Aussprüche der Erfahrungen. Hartmann
im Geiste des Menschen.

Die Medicin ist eine Wissenschaft, worin mehr als in einer andern der Genius und der Gelehrte ein untheilbares Gemeinwesen bilden müssen. Jean Paul.

Die Medicin ohne die Chirurgie lahmt, und der Chirurgus ohne die Medicin ist blind. A. v. Haller.

Man sieht die Natur in ihrem wahren Lichte nur, wenn man sie durch kein System sieht.
Zimmermann.

Suche überall auf Deinem Wege Licht,
Wohin er führt sei Deine Sorge nicht.

Nec pudebit, sicubi erro, discere; proinde quisquis haec leget, ubi pariter certus est, pergat mecum; ubi pariter haesitat, quaerat mecum; ubi errorem suum cognoscet, redeat ad me; ubi meum, revocat me. Sic enim debent agere omnes, qui rei obscurae veritatem investigant.
Riolanus, de circul. sang. monit. ad lect.

Ich habe immer nur Gott in der Natur gesucht, die göttliche Natur in der Kunst, und wo ich Gott nicht fand, da fand ich Unnatur, und wo ich die göttliche Natur nicht fand, da fand ich eine elende Stümperei, und so habe ich über Geschichten, Menschen und Bücher geurtheilt, und so mag es wohl geschehen sein, daß ich manches gute und schöne Werk getadelt, nur weil ich den Werkmeister schlecht und häßlich fand.

Ludw. Börne.

Wenn unsere Tage uns wirklich das Schauspiel einer völlig selbstständigen, von aller Philosophie so zu sagen emancipirten naturwissenschaftlichen Empirie darzubieten scheinen, so darf nicht vergessen werden, wie viel Philosophisches in die Empirie selbst übergegangen, in ihr heimisch geworden ist; die Empirie ist jetzt philosophischer, als sie vielleicht selbst weiß oder gestehen möchte. Rosenkranz.

(Halle'sche Jahrb. 1838. Nr. 268).

Ach die Natur ist blos ein Buch für Götter,
Selbst das Genie versteht nur manche Blätter.

Michaelis.

Wo die Natur nicht das Fundament gelegt, da bauet die Kunst auf dem Sande.

Alle Versuche, die Wissenschaft der Medicin nur durch den Eklekticismus zu begründen, haben zu nichts geführt als zur Anhäufung unverbundener, keiner systematischen Anordnung sich fügender Beobachtungen. In der Medicin wie in der Philosophie vernichtet der Eklekticismus durch Indifferenz die Principien und löst durch Skepticismus die Wissenschaft auf.

A. N. Gendrin.

Traité philosophique de médecine pratique. Paris 1838.

VIII.

Curiosa und Anekdoten.

Der Bediente einer Herrschaft kam zu einem Arzte und bat kläglich, er möchte ihn doch vom Tode retten, da er schon seit 6 Monaten am „Knochenfraß" leide: der Arzt untersucht ihn, findet aber nirgends die geringste Spur dieses Uebels. „Ach — sagte der Diener — ich meine bloß, daß ich bei meiner jetzigen Herrschaft nichts als Knochen zu fressen bekomme.

Einem Patienten wurde von seinem Arzte ein Brechmittel verordnet und dabei die Vorschrift gegeben, daß er es auf dreimal einnehmen sollte. Diejenigen, welche die Arznei abgeholt hatten, verstanden die Vorschrift verkehrt, zum größten Nachtheil, oder doch zum größten Leid des armen Kranken. Denn sie zwangen ihn, nachdem er auf das eingenommene Brechpulver sich einmal erbrochen hatte, das Weggebrochene noch einmal einzunehmen, und nachdem er auch dieses ausgebrochen hatte, mußte er es, trotz aller Bitten und Gegenvorstellungen, noch einmal hinunterschlucken.

Der durch seine Reisebeschreibung früher bekannte Marchese Malaspina von Pavia nahm auf seiner Reise wegen einer chronischen Augenentzündung seine Zuflucht zu dem bekannten Louis in Paris und begehrte seine Hülfe. Dieser fand die Krankheit so wichtig, daß er versicherte, ohne die Zuziehung anderer Männer von Einsicht und Erfahrung nichts unternehmen zu können. Der Marquis war dazu bereit. Louis erschien

hierauf an dem festgesetzten Tage in dem Zimmer des Marquis mit dreien seiner Amtsbrüder. Die Steifigkeit und das komische Ansehen der Schwarzröcke und Zipfelperücken und die gelehrte Miene der Doktoren übertraf sogleich alle Erwartungen des Marquis, so daß er sich des Lachens kaum enthalten konnte. Louis eröffnete mit großem Ernst die Consultation, und nachdem sie sich sämmtlich um den Marquis herumgesetzt hatten, wendete er sich auf die rechte Seite zu seinem Nachbar, mit folgenden Worten:

Monsieur, je lui conseille la scarification de ses yeux.

Sein Nachbar versetzte hierauf: Monsieur, je ne saurai rien ajouter à Vos sages conseils.

Der Dritte sagte hierauf mit vielem Anstand: Vous avez touché la verité autant qu'il est possible à l'homme, de la toucher.

Zuletzt stand der Jüngste auf, machte eine langsame Verbeugung gegen seine Collegen und beschloß die Berathschlagung mit den Worten: Messieurs, vous êtes mes maitres.

Und hiermit war die ganze Consultation zu Ende.

Ein bekannter verstorbener Geburtshelfer, Hagen, hatte einen sehr schweren Geburtsfall bei einer Prinzessin gehabt, und da man ihm wegen fehlerhafter Behandlung mancherlei Vorwürfe machte, so gab er, zu seiner Rechtfertigung, die Beschreibung der ganzen Geschichte im Druck heraus. Zur Erläuterung fügte er ein Kupfer bei, auf welchem die Geburtstheile der Prinzessin abgebildet waren.

Ein Bauer ließ sich bei einem Arzt für seine kranke Frau ein Recept geben. Er empfing es mit der Ermahnung, daß er dieses gebrauchen sollte. Bald nachher kam er wieder zu dem Arzt und verlangte ein anderes Recept, welches jedoch nicht so schlimm einzunehmen sei. Denn, sagte er, das vorige

konnte sie gar nicht hinunterbringen, sie mochte es kauen, so lange sie wollte. Dem Arzt kam es befremdend vor, daß seine Arznei so schlimm einzunehmen gewesen sei, und er vernahm bald bei einer wiederholten Nachfrage, daß der Bauer seine Frau das Recept in natura hatte nehmen lassen.

Ein Arzt, der oft zerstreut war, saß in Gesellschaft neben einer Dame und sagte ihr, als sich diese über Leibschmerzen beklagte: „Sie sind gewiß in andern Umständen, meine Gnädige?" „Ei, wo denken Sie hin, Herr Doctor, mein Mann ist ja schon seit zwei Jahren todt." — „Ach, dann bitte ich Sie tausendmal um Vergebung: ich glaubte, Sie wären noch unverheirathet."

Ein Arzt gab einem Bauer, welcher ihm eine Krankheit seines Weibes vorgebracht hatte, ein Recept mit der Anweisung, daß er es vorher wohl umschütteln sollte. Nach einiger Zeit erschien der Bauer wieder und sagte, daß sich seine Frau noch gar nicht besser befände, das Umschütteln sei ihr allemal sehr übel bekommen, auch habe sie sich sehr dagegen gesträubt. Wie, fing der Arzt an, ich will doch nicht hoffen, daß ihr eure Frau werdet umgeschüttelt haben? Ja freilich, Herr Doktor, sagte der Bauer, er hat es ja so haben wollen, ich habe sie allemal bei dem Kopf genommen, und mein Sohn bei den Füßen, und so haben wir sie aus dem Bette gehoben und tüchtig umgeschüttelt.

Zwischen Zähnen und Köpfen finde ich eine große Aehnlichkeit, sagte einst Dr. S., nämlich darin, daß man beide, wenn sie hohl sind nur mit Silber, oder gar Gold zu plombiren braucht, und sie können dann keck neben den gesundesten stehen, wenigstens eine Zeit lang.

Der gefällige Bader.

Bader.

Wo hat sie denn nun zum letztenmal gelassen, Frau Muhme.

Fr. Muhme.

Am linken Fuß.

Bader.

So müssen wir diesesmal am rechten lassen.

Fr. Muhme.

Ich habe zeither immer so eine Empfindung darinnen gehabt.

Bader.

Ei, da gratulire ich ihr, Frau Muhme, das bedeutet einen Jungen. Aber wir müssen bei den Umständen doch zur Ader lassen, wir wollen lieber noch einmal den linken nehmen.

Fr. Muhme.

Es ist mir an beiden bedenklich. Wie? wenn wir zur Hälfte am linken und zur Hälfte am rechten ließen.

Bader.

Ich bin von Herzen dazu bereit.

Fr. Muhme.

Oder wollen wir's lieber noch anstehen lassen?

Bader.

Ich bin es auch zufrieden. Aber man läßt doch immer gern so um diese Zeit.

Fr. Muhme.

Oder, weiß er was, wir wollen lieber den Arm nehmen.

Bader.

Auch recht gut! Man will's ohnedem in manchen Umständen am Arm für besser halten.

Fr. Muhme.

Den rechten Arm kann ich nur keine Stunde entbehren.

Bader.

So müssen wir den linken nehmen.

Fr. Muhme.

Da hab ich schon einmal dran gelassen. Aber es ist mir übel bekommen. Vierzehn Tage darauf bekam ich ein Gallenfieber.

Bader.

So ist ja immer noch der rechte Arm da.

Fr. Muhme.

Aber, ich glaube, ich kann das Lassen am Arm überhaupt nicht recht vertragen.

Bader.

Ja, das ist freilich auch immer, wie's ist.

Fr. Muhme.

Am Ende müssen wir denn doch wohl bei dem rechten Fuße bleiben.

Bader.

Ja, das wollt' ich ihr auch wohl rathen, Frau Gevatterin.

Ein Kranker, der an einem hitzigen Fieber darnieder lag, wurde von einem unerträglichen Durst geplagt. Die Aerzte, welche um das Krankenbette herumstanden, berathschlagten sich, was sie für ein schickliches Mittel finden könnten, um den Durst zu stillen. Nachdem sie Mancherlei in Vorschlag gebracht hatten, und sich über kein Mittel vereinigen konnten, unterbrach sie der Kranke: sorgen sie nur erst dafür, meine Herren, wie sie mir das Fieber wegschaffen, den Durst will ich hernach wohl selbst vertreiben.

Ein Arzt hatte versprochen, gegen eine gewisse Summe Geldes Jemandem das dreitägige Fieber zu heilen. Der Kranke befand sich während der Kur immer übler, so daß man am Ende sich genöthigt sah, einen andern Arzt herbeizurufen. Dieser bewies, daß der vorige Arzt durch seine verkehrte Behandlung das Fieber aus einem dreitägigen in ein halbdreitägiges (hemitritaeus) verwandelt habe. Der erste forderte darauf die

Hälfte der ausbedungenen Summe, weil das Fieber schon halb durch ihn gehoben sei.

Der alte Cato, welcher ein großer Freund von Hausmitteln und von sympathetischen Kuren war, empfiehlt (de re rustica cap. 160.) mit dem größten Ernste folgende Beschwörungsformel zur Einrichtung verrenkter Glieder:

„Wenn ein Glied verrenkt worden ist, so heile es mit folgender Beschwörung: nimm einen Stab und fange an, folgende Formel herzusagen: sanitas. fracto. motas. vanta. daries. derdaries. astatararies. Dieses wiederhole auf gleiche Art, bis daß die Glieder zusammen gehen. Oder auch also: huat. henat. huat. ista. pista. sista. domiabo. damnaustra. et luxato. Oder auch wohl so: huat. haut. haut. ista. sis. tar. fisardanabon. damnaustra."

Im Jahre 1789 erschien in Frankfurt ein Schriftchen, unter dem Titel: „Specifica und Charlatanerie," geprüft und gerügt von einem Freunde der Wahrheit. Das Buch dürfte auch jetzt noch, oder vielmehr jetzt erst von jedem denkenden Arzte und Nichtarzte mit Vergnügen gelesen werden. Die menschenfreundliche Absicht des Verfassers ist, auf Charlatane und Pseudo-Specifica das Siegel der Verachtung zu drücken, und die Aerzte, welche von dieser Seuche frei blieben, auch ferner davor zu warnen. Wie es damals mit der Pfuscherei ausgesehen, mag schon aus dem Umstande erhellen, daß der Verfasser zum Gegenstande seiner Satyre nicht die gemeinen Marktschreier und Vagabunden, sondern (wie er sich ziemlich stark ausdrückt) „unsere abgefeimten, gepuderten, vergoldeten, studirten und graduirten Genie-Aerzte, Schwanker, Tartuffe und Mucker, welche die thörichte Hälfte unserer Natur mit Verstand gewinnen," nimmt. — Er stellt sechs Charaktere von Charlatanen auf, nämlich: die gaukleriſchen, die

galanten, die ungeschliffenen, die liederlichen, die scheinheiligen und die pedantischen. — Wer sich die Mühe geben will, die Charlatane unserer Zeit mit denen vom Verfasser geschilderten zu vergleichen, den wird es gewiß nicht reuen, dieses Schriftchen gelesen zu haben.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.